

DAS SOZIALE GESICHT EUROPAS

**20 JAHRE EUROPÄISCHER SOZIALFONDS
IN ÖSTERREICH**



DAS SOZIALE GESICHT EUROPAS

20 JAHRE EUROPÄISCHER SOZIALFONDS IN ÖSTERREICH

DAS SOZIALE GESICHT EUROPAS

**20 JAHRE EUROPÄISCHER SOZIALFONDS
IN ÖSTERREICH**



EUROPÄISCHE UNION
Europäischer Sozialfonds

INHALT

VORWORT

Happy Birthday!

11

ESF DER ERSTEN STUNDE

Im Gespräch mit Mag. Michael Förschner

14

ESF GEGENWART UND ZUKUNFT

Wir im ESF sind das soziale Gesicht Europas.

Im Gespräch mit Mag.a Bibiana Klingseisen

20

ESF UND SOZIALE VERANTWORTUNG

Im Gespräch mit Rudolf Hundstorfer

26

EUROPÄISCHES PARLAMENT

Der ESF ist schon gut so, wie er ist. Im Gespräch mit Mag.a Evelyn Regner

32

ESF BURGENLAND

Einsatz der ESF-Mittel im Burgenland. Im Gespräch mit Martin Ivancsics

40

TERRITORIALE BESCHÄFTIGUNGSPAKTE

Eine EU ohne europäische Sozialpolitik? Das wäre keine EU für mich!

Im Gespräch mit DI Anette Scopetta

46

ARBEITSMARKT 50+

Wer nichts Neues lernt, macht Rückschritte.

Im Gespräch mit Mag.a Susanna Kuncic und Mag. Ehrenfried Natter

52

SOZIALÖKONOMISCHE BETRIEBE

Und manchmal findet man einen „Schatz“...

Im Gespräch mit Dr. Barbara Wewerka und Dipl.-Soz.päd. Petra Wellemesen

60

FRAUEN UND GLEICHSTELLUNG

Frauen könnten schwanger werden ...

Im Gespräch mit Mag.a Manuela Vollmann

68

CHANCE B

Menschen brauchen eine Geschichte, keine Behindertenkarriere ...

Im Gespräch mit Franz Wolfmayr und Birgit Wurzwallner

76

ARBEITSASSISTENZ

Ich brauche kein Mitleid, sondern Motivation

Im Gespräch mit Mag. Paul Steixner-Kircher

84

UNTERSTÜTZUNG FÜR JUGENDLICHE!

Eine Ausbildungsgarantie für alle Jugendlichen. Im Gespräch mit Josef Schmied

92

LEBENSLANGES LERNEN

Europa muss zusammenhalten!

Im Gespräch mit Mag.a Brigitte Brand und Mag.a Gabriele Wiesinger

98

ERWACHSENENBILDUNG FÜR MIGRANTINNEN

Die gesamte Bandbreite des Lebens ...

Im Gespräch mit Mag.a Beate Gfrerer

104

INTEGRATIONSHAUS

Weil es in meinem Land Krieg gibt ...

Im Gespräch mit Andrea Eraslan-Weninger

112

ROMA UND SINTI

Wir haben die Kraft ... Im Gespräch mit Dr. Mikael Luciak

120

JUGENDPROJEKT „TALON“

Wir sind für viele der einzige Trumpf. Im Gespräch mit Mag.a Olivia Arthofer

126

ARMUT BESIEGEN

Der ESF ermöglicht, andere Zugänge auszuprobieren.

Im Gespräch mit Mag.a Sandra Edthofer und Andreas Thienel

134

JOB AHOI & ALBATROS

Von der stürmischen See in den sicheren Hafen

Im Gespräch mit Dr. Martin Hagen

140

VHS BURGENLAND

198 reife Leistungen ...

Im Gespräch mit Dr. Christine Teuschler

148

EPILOG

Zur Entstehung des Buches

Impressum

156

HAPPY BIRTHDAY!

Österreich feiert 2015 zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der Europäischen Union und damit auch zwanzig Jahre Europäischer Sozialfonds (ESF) in Österreich.

Das zwanzigjährige Jubiläum ist gleichermaßen ein Anlass zum Feiern wie zur Reflexion über die Errungenschaften der vergangenen Jahre.

Der ESF ist der älteste Fonds der EU und trägt mit der Förderung von sozialpolitischen Maßnahmen zur Erweiterung des Ausbildungsangebotes und für eine verbesserte Funktionsweise des Arbeitsmarktes wesentlich zum sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft bei. Er ist bunt und vielfältig wie die Menschen, die dank des ESF unterstützt werden, und wie die Akteure, die den ESF zu dem machen, was er ist.

Der ESF gibt dem kalten, administrativen Image der EU somit ein menschliches, soziales Gesicht. „Das soziale Gesicht Europas – 20 Jahre ESF in Österreich“ ist daher auch der Titel dieses Buches, welches Sie einlädt, die Vielfalt des ESF in Österreich während der letzten zwanzig Jahre zu entdecken.

Es sind nicht die Zahlen und Fakten, die im Vordergrund dieses Buches stehen, sondern die Menschen hinter dem ESF, ihre Einschätzungen, Erfahrungen und Geschichten.

Es erwarten Sie zwanzig Kapitel mit zwanzig unterschiedlichen Perspektiven, die einen Blick in

die Vergangenheit werfen, die politische und soziale Bedeutung des ESF aufzeigen, vor allem aber die Stimmen der Menschen hören lassen, die hinter den vielen erfolgreichen Projekten des ESF stecken. Die spannenden Lebensgeschichten der verschiedenen TeilnehmerInnen wie auch die kritischen Reflexionen und Wünsche, die in den zahlreichen Interviews geäußert werden, machen aus dem Buch eine bunte Mischung, wie auch der ESF selbst durch die Buntheit der Gesellschaft charakterisiert ist.

Zwanzig Jahre ESF in Österreich haben gezeigt, dass die Förderung von sozialpolitischen Maßnahmen, trotz so mancher administrativer Hürden, eine Erfolgsstory war und ist. Charakteristisch für den ESF in Österreich ist es vor allem, innovativ und impulsgebend zu sein.

Der ESF hilft dort, wo Unterstützung am meisten gebraucht wird, und widmet sich den Zielgruppen, denen der Zugang zum Arbeitsmarkt erschwert ist. Vielleicht ist genau das das Erfolgsrezept des ESF in Österreich: eine komplementäre Förderung zu den Standardmaßnahmen zu sein, um den Arbeitsmarkt gerechter zu gestalten.

Liebe LeserInnen, dieses Buch ist eine Einladung zu einer Zeitreise, zum Feiern, Mitfühlen und Mitlachen, zum Teilen der Hoffnung und Freude, die der ESF vielen Menschen in Österreich geschenkt hat.

20 JAHRE
EUROPÄISCHER
SOZIALFONDS
IN ÖSTERREICH
IN 20 KAPITELN

»DIE SCHWÄCHEN DES
ARBEITSMARKTES
BERUHEN AUF FEHLERN
IN DER WIRTSCHAFTS-
UND FISKALPOLITIK«

MICHAEL FÖRSCHNER

ESF DER ERSTEN STUNDE

IM GESPRÄCH MIT MAG. MICHAEL FÖRSCHNER

1960 geboren. Nach Abschluss der Handelsakademie Studium der Sozialwissenschaften an der Universität Wien. 1988 startet er seine berufliche Karriere im Sozialministerium in der Abteilung für Arbeitsmarktpolitik. Von 1995 bis 2008 leitete er die ESF-Programme in Österreich. Danach wissenschaftliche Arbeiten am ZSI (Zentrum für soziale Innovation). War von 1993 bis 2009 in verschiedenen Funktionen für Österreich in der OECD bzw. für die OECD selbst in Italien und in Frankreich tätig. Seit 2009 Lektor an der Fachhochschule in Eisenstadt. Arbeitet seit 2013 für das Amt der Burgenländischen Landesregierung.

Gerhard Loibelsberger: Sie waren von Anfang an, also von 1995 an, dabei, als die ersten ESF-Projekte in Österreich gestartet wurden?

Michael Förchner: Ich war bereits ab 1994 bei den ersten Vorbereitungsarbeiten als Koordinator für die ESF-Förderungen in Österreich zuständig. Dadurch konnten mit Jahresbeginn 1995 die Programme gestartet werden.

Waren Sie auch bei den österreichischen Beitrittsverhandlungen zur EU involviert?

Förchner: Nein. Ich war aber in den Jahren 1998 und 1999 sowie 2005 und 2006 bei den Neuverhandlungen der Strukturfonds-Programme für den ESF verantwortlich und habe diesen Bereich mit der Europäischen Kommission und den anderen Mitgliedstaaten abgestimmt.

Was war das damals, im Jahr 1995, für ein Gefühl? So eine Art Aufbruchsstimmung?

Förchner: Es war eigentlich das Gefühl, überrollt zu werden. Wir haben den ESF zu zweit begonnen und hatten sehr viel Geld zu verteilen.

Welche Initiativen hat es mit dem Beginn der ESF-Förderungen gegeben?

Förchner: In einigen Bereichen haben wir deutliche Akzente gesetzt.

Wie zum Beispiel mit dem Programm zur Förderung der Qualifizierung der Beschäftigten. Die Idee war, dass wir arbeitenden Menschen helfen, sich zu qualifizieren, und dadurch vermeiden, dass sie später arbeitslos werden. Das hat es davor nicht gegeben, da gab es nur Programme für Arbeitslose.

Ein weiteres Beispiel ist die Innovationskraft. Da wir fünf Prozent der Mittel für innovative Maßnahmen ausgeben mussten, haben wir eigene

Programme entwickelt, wie z. B. die Besserstellung von Frauen am Arbeitsmarkt, die Qualifizierung für Nebenerwerbstätigkeiten für Landwirte oder Qualifizierungsmaßnahmen für Jugendliche und Behinderte.

Als drittes Beispiel ist die Einführung der Evaluierungskultur zu nennen. Das heißt: Man analysiert zuerst die Ist-Situation. Dann definiert man klare Ziele und setzt die entsprechenden Umsetzungsschritte. Am Ende wird dann systematisch evaluiert, welche Maßnahmen wie viel gebracht haben. Diese Evaluierungskultur hatte es bis zum EU-Beitritt in der Arbeitsmarktpolitik in dieser Konsequenz nicht gegeben. Wobei die Evaluierungsergebnisse nahezu für alle Bereiche die ausgezeichnete Arbeit der Förderstellen und der Projektträger bestätigten.

Was waren damals die ersten Projekte, die ESF-Förderungen erhielten?

Förchner: Qualifizierungsmaßnahmen, die vom AMS durchgeführt wurden.

Wie sehen Sie heute, nach zwanzig Jahren, die Auswirkungen bzw. Erfolge der ESF-Förderungen?

Förchner: Es hat in einigen Bereichen des Arbeitsmarktes, bei der Förderung von Menschen mit Behinderungen und sozial Benachteiligten, bei der Unterstützung von Frauen und der Schaffung neuer Vernetzungsstrukturen (Stichwort TEPs), deutliche Fortschritte gegeben.

Die vom ESF geförderten Projekte haben in Österreich nachhaltig etwas verändert?

Förchner: Ja, sicher. Ganz sicher.

Wie sieht es im Bereich Gender-Mainstreaming aus?

Förchner: Das haben wir – was die Bereiche der Arbeitsmarkt- und Behindertenpolitik betrifft – mit ESF-Mitteln in Österreich etabliert und hochgefahren.

Hat sich dank der EQUAL Entwicklungspartnerschaften bei der Diskriminierung benachteiligter Menschen im Berufsleben etwas geändert?

Förchner: EQUAL war ein Meilenstein. Einerseits unglaublich bürokratisch, andererseits mit sehr viel Geld für innovative und kreative Ideen ausgestattet.

Es gab zwei Innovationsebenen: eine inhaltliche, bei der wir neue Ideen ausprobierten, und eine strukturelle. Alle Projekte mussten als Partnerschaften von NGOs, Sozialpartnern oder Regierungsstellen gemeinsam umgesetzt werden. Das hat auch zur Nachhaltigkeit beigetragen und etliche Projekte gibt es heute noch.

Ist die bessere Qualifizierung der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer – eines der Hauptanliegen des ESF – in Österreich gelungen?

Förchner: Das ist eine Daueraufgabe, eine „never-ending story“. Tatsache ist, dass zehntausende Menschen mit unseren Programmen eine bessere berufliche Qualifikation erreicht haben. Das hat natürlich langfristige Auswirkungen und das belegen auch die Evaluierungsergebnisse.

Die Arbeitslosenzahlen steigen in Österreich ständig. Ist der ESF mit seinem Anliegen, die Schaffung von Arbeitsplätzen zu unterstützen, gescheitert?

Förchner: Nein. Die Schwächen des österreichischen Arbeitsmarktes beruhen auf Fehlern in der Wirtschafts- und Fiskalpolitik. Arbeitsmarktförderung kann hier immer nur in gewissem Ausmaß



gegensteuern. Und der ESF selbst ist mit einem Anteil von nur circa fünf Prozent an der Arbeitsmarktförderung viel zu klein, um dieses Problem zu lösen.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes, neoliberales Image. Warum?

Förschner: Ich glaube, dass die Europäische Kommission und die Mitgliedsländer in vielen Bereichen die falschen Prioritäten setzen. Sie kümmern sich in einem gigantischen Ausmaß um die korrekte Abrechnung der Gelder und um die Einhaltung von Formalvorschriften, aber nur in geringem Ausmaß darum, was mit dem Geld dann wirklich passiert.

Dazu ein Vergleich: Stellen Sie sich vor, Sie kaufen Ihrem Kind für eine Geburtstagsparty eine Torte, wobei Ihnen völlig egal ist, was es für eine Torte ist und ob sie schmeckt. Das Einzige, was Sie interessiert, ist, dass der Kassazettel korrekt und die Mehrwertsteuer ausgewiesen ist und dass Sie in zumindest drei Geschäften gefragt haben, was denn eine Torte kostet.

So ähnlich ist es in der EU. In den Gremien der Europäischen Kommission kümmert sich kaum jemand darum, ob die gesetzten Maßnahmen erfolgreich waren und ob mehr Menschen dadurch Arbeit haben oder nicht. Einzig die korrekte Abrechnung interessiert.

Seit Jahren wird in der EU der falsche Diskurs geführt. Es sind ängstliche Bürokraten, die das Sagen haben, und nicht Menschen mit Visionen und Fantasie. Deshalb wird über Strukturen, Rechnungen und formale Details diskutiert, aber kaum je über Menschen. Egal ob es sich dabei um

Arbeitslose oder, wie jetzt, um Flüchtlinge handelt.

Reicht der ESF, um das wirtschaftliche und soziale Zusammenwachsen (Kohäsion) in Europa zu fördern? Oder müsste da noch viel mehr geschehen?

Förschner: Wie bereits zuvor gesagt: Der ESF ist dazu einfach viel zu gering dotiert. Es müsste in der EU eine Wirtschafts- und Fiskalpolitik geben, die das soziale Zusammenwachsen tatsächlich fördert. Das sehe ich angesichts der steigenden Differenzen weit und breit nicht.

Was schätzen Sie an der EU besonders?

Förschner: Das grundsätzlich hohe Konfliktlösungspotenzial.

Was haben zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der EU den Menschen in Österreich gebracht?

Förschner: Mehr Wohlstand, als man gemeinhin denkt. Sowie leider eine Verschiebung der Kaufkraftverhältnisse zulasten der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer und der sozial Schwächeren. Und eine Menge an schlechten Ausreden, warum bei uns etwas nicht funktioniert.

Drei Dinge, an die Sie sich im Zusammenhang mit Ihrer Tätigkeit für den ESF gerne zurückerinnern?

Förschner: Ich erinnere mich gerne an:

- die territorialen Beschäftigungspakte (TEPs). Das war das Schönste. Weil sie Strukturen und Inhalte verändert und das Denken in Silos zumindest ein wenig aufgebrochen haben;
- die starke Innovationskraft und damit die Möglichkeit, Dinge zu verändern;
- die Internationalisierung, die bei etwas gutem Willen mehr Verständnis, mehr Wissen und manchmal auch Freundschaften geschaffen hat.

< Michael Förschner
vor der Fachhochschule in Eisenstadt



»WIR KÖNNEN EINEN
BEITRAG ZUR ARMUTS-
BEKÄMPFUNG LEISTEN«

BIBIANA KLINGSEISEN

WIR IM ESF SIND DAS SOZIALE GESICHT EUROPAS

IM GESPRÄCH MIT MAG.A BIBIANA KLINGSEISEN

Mag.a Bibiana Klingseisen startete ihre berufliche Laufbahn beim bfi in Oberösterreich. 1992 wechselte sie in das Landesarbeitsamt Wien, 1995 ins Sozialministerium Sektion Beschäftigungspolitik und anschließend in die Interne Revision und ESF-Prüfbehörde. Ab 2011 war sie als stellvertretende Abteilungsleiterin für die Agenden zweiter Arbeitsmarkt, Programme für Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen, Richtlinienarbeit und Vertretung des Ministeriums im Förder- und Kontrollausschuss des Verwaltungsrates des AMS zuständig. Seit Oktober 2012 ist sie Leiterin der ESF-Abteilung.

Gerhard Loibelsberger: Sie sind für die ESF-Förderungen in Österreich verantwortlich. Wie unterscheidet sich diese Aufgabe von Ihren früheren Funktionen?

Bibiana Klingseisen: Die Komplexität ist um einiges größer als in meinen anderen Funktionen. Unsere Arbeit hier ist eine vielfältige Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Bundesministerien, den Bundesländern und Sozialpartnern. Wir müs-

sen verschiedenste Standpunkte und Sichtweisen berücksichtigen. Dadurch lernen wir viel.

Sie waren kurz nach Ihrem Amtsantritt mit den Neuverhandlungen der ESF-Programme konfrontiert. War das ein Sprung ins kalte Wasser?

Klingseisen: Ja, sicher. In den Verhandlungen mit der EU-Kommission war es notwendig, die Standpunkte Österreichs einzubringen. Weiters hatten wir längst nicht die Freiheit, die ich mir ursprünglich vorgestellt habe. Über Details haben wir oft stundenlang diskutiert. Denn die EU-Kommission hat oft nicht den Einblick, wie so manche Dinge in Österreich laufen, um die Herausforderungen in Österreich einzuschätzen.

Sie sagten damals, dass Sie Ihre Aufgabe vor allem darin sehen, die administrativen Wege des ESF in Österreich einfacher zu machen. Ist das gelungen?

Klingseisen: Bis zu einer Vereinfachung des ESF ist es ein steiniger Weg. Wir verhandeln jetzt noch – nach Verabschiedung des Programms – über Vereinfachungen der administrativen Abläufe.

Damit wir nicht im Verwaltungsdschungel untergehen.

Einer Ihrer Vorgänger – Michael Förschner – meint, dass sich die EU in einem gigantischen Ausmaß um die korrekte Abrechnung der Gelder und um die Einhaltung von Formalvorschriften bemüht, aber nur in geringem Ausmaß darum, was mit dem Geld dann wirklich passiert. Sehen Sie das auch so?

Klingseisen: Ja.

Ein Schwerpunkt der neuen ESF-Programme ist die Verbesserung der institutionellen Kapazitäten von Behörden und Interessenträgern und der effizienten öffentlichen Verwaltung. Was heißt das konkret?

Klingseisen: Das trifft auf Österreich nicht zu, da unsere Institutionen gut ausgestattet sind und gut funktionieren. Deshalb haben wir in Österreich hier keinen Schwerpunkt gesetzt.

Die Qualifizierungsmaßnahmen für Beschäftigte waren bisher sowohl eine Innovation als auch ein Schwerpunkt der ESF-Programme. Wie geht es hier weiter?

Klingseisen: Da geht es sehr gut weiter. Das ist mittlerweile ein etabliertes Förderinstrument, das vom AMS weitergeführt wird. Das ist eine echte Erfolgsgeschichte des ESF.

Welche sozialen Innovationen gibt es in dem neuen Programm?

Klingseisen: Prinzipiell haben wir in dem jetzt laufenden Programm bei jedem Kapitel innovative Aspekte. Was ganz neu ist, ist das Thema Armutsbekämpfung. Hier haben wir jetzt im Programm auch Zielgruppen drinnen, die vorher nicht dabei waren. Wie zum Beispiel die Roma oder die Working Poor – hier sind auch die atypisch Beschäf-

tigten und die Ein-Personen-Unternehmen mit eingeschlossen.

Wie sieht es im Bereich Gender-Mainstreaming aus?

Klingseisen: Das ist ein durchgehendes Prinzip, das sich durch das ganze Programm und durch sämtliche Investitionsprioritäten zieht.

Gibt es ein Nachfolgeprogramm für die EQUAL Entwicklungspartnerschaften?

Klingseisen: Nein.

Die Zahl der Armen in Österreich steigt von Jahr zu Jahr. Kann dieser Trend gestoppt werden?

Klingseisen: Der ESF allein kann den Trend nicht stoppen. Aber wir können einen Beitrag zur Armutsbekämpfung leisten. Wir können Innovationen einbringen und Maßnahmen erproben, die dann von anderen Institutionen aufgegriffen und weitergeführt werden.

Wir investieren rund dreißig Prozent der ESF-Mittel in die Armutsbekämpfung.

Wie sieht es mit der gigantischen Migrationswelle aus, die derzeit Europa überflutet. Kann bzw. soll der ESF darauf reagieren?

Klingseisen: Grundsätzlich können wir nur die Zielgruppen ansprechen, die im Programm stehen. Es können aber im Schwerpunkt Armutsbekämpfung durchaus Ansätze und Maßnahmen für Migrantinnen und Migranten entwickelt und umgesetzt werden.

Die Diskriminierung von Migrantinnen und Migranten ist tagtäglich in Österreich und in ganz Europa zu beobachten. Was könnte in Zukunft seitens des ESF dagegen getan werden?



Klingseisen: Unser Anspruch ist, dass alle unsere Maßnahmen offen sind. Dass niemand ausgeschlossen wird, ist selbstverständlich.

Deutschkurse für Menschen mit Migrationshintergrund sind ein großes Thema im ESF.

Es gibt z. B. auch eine Förderung der Unterrichtssprache Deutsch an Schulen mit hohem MigrantInnenanteil, damit möglichst alle Schülerinnen und Schüler die gleichen Chancen haben.

Ein weiterer Schwerpunkt des neuen ESF-Programms lautet „Transnationale Zusammenarbeit“. Was heißt das konkret?

Klingseisen: Wir werden von der Kommission immer wieder aufgefordert, mit unseren Nachbarländern zusammenzuarbeiten. In der Realität ist das mit hohem administrativen Aufwand verbunden und schwierig.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes, neoliberales Image. Warum?

Klingseisen: Dadurch, dass ich in ständigem Kontakt mit der EU-Kommission stehe und wir über soziale Maßnahmen und Themen sprechen, habe ich nicht diesen Eindruck. In der EU-Kommission selbst sitzen engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die soziale Anliegen fundiert vertreten. Auch bei den Treffen mit anderen Mitgliedstaaten ziehen wir alle am selben Strang, so dass im sozialen Bereich in Europa was weitergeht. Wir im ESF sind das soziale Gesicht Europas.

Reicht der ESF, um das wirtschaftliche und soziale Zusammenwachsen (Kohäsion) in Europa zu fördern? Oder müsste da noch viel mehr geschehen?

Klingseisen: Da müsste schon noch mehr geschehen. Die Solidarität zwischen den Mitgliedstaaten müsste forciert werden. Der ESF allein kann nicht alles lösen.

Was schätzen Sie an der EU besonders?

Klingseisen: Ich glaube, dass die EU und die EU-Kommission immer wieder große Innovationschübe in Europa ausgelöst haben. Ganz besonders auch in Österreich. Da konnten im sozialen Bereich viele Dinge, die es vorher nicht gab, etabliert werden.

Was haben zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der EU den Menschen in Österreich gebracht?

Klingseisen: Ich persönlich bin zum Beispiel viel europäischer geworden. Wenn ich im Urlaub bin,

liebe ich es, durch ein Europa ohne Grenzen zu fahren. Man kann sich frei in Europa bewegen.

Das Motto der ESF Jahrestagung 2013 lautete: Beschäftigung, Bildung, Armutsbekämpfung. Kann man damit die ESF-Schwerpunkte in Österreich bis 2020 beschreiben?

Klingseisen: Ja. So ist es.

Drei Dinge, die Sie sich als Koordinatorin des ESF in Österreich für die Zukunft wünschen?

Klingseisen: Weniger Administration, die Konzentration auf Inhalte und eine erfolgreiche Programmumsetzung.

»ARBEITSLOSIGKEIT
MUSS VOR ALLEM DURCH
EIN NACHHALTIGES
WIRTSCHAFTSWACHSTUM
BEKÄMPFT WERDEN«

RUDOLF HUNDSTORFER



ESF UND SOZIALE VERANTWORTUNG

IM GESPRÄCH MIT RUDOLF HUNDSTORFER

Rudolf Hundstorfer wurde 1951 in Wien geboren. Lehre als Bürokaufmann, Externistenmatura. 1990 – 2007 Abgeordneter zum Wiener Landtag und Mitglied des Wiener Gemeinderates. 2007 – 2008 Präsident des ÖGB. 2008 Bundesminister für Soziales und Konsumentenschutz, seit 2009 Bundesminister für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Gerhard Loibelsberger: Die Arbeitslosenzahlen steigen. Werden wir bald spanische oder italienische Verhältnisse haben?

Rudolf Hundstorfer: Österreich hatte in den letzten zwei Jahrzehnten häufig mehr Wirtschaftswachstum als viele andere EU-Länder. Das ist jetzt nicht mehr der Fall. Daher hat das nun relativ schwache Wirtschaftswachstum in Österreich in Kombination mit einem steigenden Arbeitskräfteangebot zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit geführt.

Die Arbeitsmarktpolitik stößt bei unzureichender gesamtwirtschaftlicher Entwicklung an sichtbare Grenzen. Im nächsten Jahr sollte sich das Wirtschaftswachstum gemäß der Prognosen allerdings durch die dann wirksame Steuerreform und das Wohnbaupaket wieder verstärken.

Was kann man gegen die steigende Arbeitslosigkeit tun? In Österreich und in Europa?

Hundstorfer: Arbeitslosigkeit muss vor allem durch ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum bekämpft werden. Im Hinblick auf ein langfristiges Wirtschaftswachstum wären in Europa vor allem Investitionen in besonders wichtigen Bereichen wie z.B. Bildung, leistbarer Wohnraum und Infrastruktur. Daneben gilt es in Österreich die aktivierende Arbeitsmarktpolitik auszubauen. Das bedeutet, besonders benachteiligten Gruppen beim Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt noch stärker unter die Arme zu greifen sowie ein breites Ausbildungsniveau zu schaffen.

Was kann bzw. sollte speziell der ESF tun?

Hundstorfer: Förderungen am Arbeitsmarkt wie zum Beispiel der Europäische Sozialfonds sind ein Mittel, um Defiziten gegenzusteuern und einen Beitrag zu mehr Chancengleichheit zu leisten. Der ESF spielt daher eine entscheidende Rolle, wenn es darum geht, den Arbeitsmarkt durchlässiger zu machen und vor allem auf die Bedürfnisse jener einzugehen, bei denen das Risiko der sozialen Exklusion besteht.

Kann es einer Gesellschaft bzw. der gesamten Europäischen Union „egal“ sein, wie viele Menschen keine Arbeit haben?

Hundstorfer: Es darf einer Gesellschaft auf keinen Fall egal sein. Die anhaltende Wirtschaftskrise und damit einhergehende hohe Arbeitslosigkeit haben in Europa leider auch ihre Spuren bei der Zahl der armuts- und ausgrenzungsgefährdeten Menschen hinterlassen. Die Krise hat drastisch gezeigt, dass es jeden schnell aus der Mitte der Gesellschaft reißen kann.

Wir dürfen jene nicht im Stich lassen, die gerade in der schwierigen wirtschaftlichen Lage unsere Unterstützung benötigen. Und auch die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, die aufgrund der Wirtschaftskrise ihren Arbeitsplatz verloren haben, dürfen nicht nochmals für eine Krise bezahlen, die sie nicht verursacht haben.

Der beste Schutz vor Armut und sozialer Ausgrenzung ist nun mal ein qualitativ hochwertiger und gut bezahlter Arbeitsplatz. Ein gesunder Arbeitsmarkt ist deshalb die Grundvoraussetzung für den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft. Aus diesem Grund setzt auch der ESF in der neuen Förderperiode auf die Bekämpfung von Armut durch Maßnahmen zur Integration am Arbeitsmarkt.

Was sagen Sie zur immer wieder mal aufflammenden Diskussion über Zumutbarkeitsbestimmungen? Ist es sinnvoll, arbeitslose Menschen unter Druck zu setzen?

Hundstorfer: Meiner Meinung nach sollte sich die Diskussion darauf konzentrieren, wie mit der Wirtschaft Arbeitsplätze geschaffen werden können. Die gestiegene Arbeitslosigkeit liegt ja nicht daran, dass die Menschen nicht arbeiten wollen. Es geht nicht um die Zumutbarkeit, wie weit jemand zu einem Arbeitsplatz fahren muss, sondern darum, dass es diesen Job überhaupt gibt.

Was soll am Arbeitsmarkt mit jenen Menschen geschehen, die nicht jung und/oder gut ausgebildet sind bzw. die eine besondere Unterstützung benötigen?

Hundstorfer: Benachteiligten bzw. von Ausgrenzung bedrohten Personengruppen wie zum Beispiel AlleinerzieherInnen, MigrantInnen, Personen mit Behinderungen und Personen mit niedriger Bildung haben es am Arbeitsmarkt besonders schwer. Es ist mir ein Anliegen, gerade in Zeiten der Krise den gesellschaftlichen Konsens zu stärken, dass wir nicht bei den Leistungen für die sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen den Sparstift ansetzen. Eine aktive Arbeitsmarktpolitik ist hier der Schlüssel.

Das erweiterte Budget für die Beschäftigungsinitiative 50+ ist ein wichtiger Ansatz der Bundesregierung, um Ältere und Langzeitarbeitslose zu unterstützen. Ebenso wichtig ist es, Jugendliche beim Übergang von Schule zu Beruf nicht alleine zu lassen. Die Initiative „AusBildung bis 18“ setzt darauf, vielfältige Angebote und die richtigen Anreize zu schaffen, um jungen Menschen bessere berufliche Chancen zu eröffnen und sicherzustellen, dass alle unter 18-Jährigen eine weiterführende Ausbildung aufnehmen.

Was sollte geschehen, damit Unternehmer endlich auch ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer einstellen? Sind hier vermehrt Anreize oder Zwangsmaßnahmen sinnvoll?

Hundstorfer: Ältere Arbeitnehmer stellen eine der am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffenen Gruppen dar und es ist für diesen Personenkreis erfahrungsgemäß besonders schwierig, nach dem Verlust des Arbeitsplatzes wieder eine neue Stelle zu finden. Es ist unbedingt notwendig, Ältere nachhaltig ins Berufsleben zu integrieren!

Die Realisierung eines Bonus-Malus-Systems für Unternehmen ist ein erster Schritt. Ziel muss es sein, das Einstellungsverhalten der österreichischen Unternehmen positiv zu verändern. Es muss im Bewusstsein der Menschen ankommen, dass der demografische Wandel eine höhere Beschäftigungsquote der Älteren notwendig macht. Arbeitsmarktpolitische Pilotprojekte im Rahmen des ESF werden hier in Zukunft ansetzen und verstärkt Beratungsmaßnahmen für Unternehmen zum demografischen Wandel anbieten.

Warum ist der ESF und damit das soziale Engagement der Europäischen Union dem österreichischen „Otto Normalverbraucher“ fast völlig unbekannt?

Hundstorfer: Ganz unbekannt ist der ESF den ÖsterreicherInnen nicht. Aktuelle Eurobarometer-Umfragen zeigen, dass in Österreich schon fast jede/jeder Zweite vom ESF gehört hat. Ein Problem ist eher, dass viele den ESF vom Hören kennen, aber nicht genau wissen, worum es sich dabei handelt. Die komplexen Strukturen des ESF müssten besser und einfacher der breiten Öffentlichkeit kommuniziert werden.

Die Europäische Union hat ein kaltes, neoliberales Image. Wie könnte man die Leistungen des ESF besser kommunizieren?

Hundstorfer: Die Europäische Integration muss nicht nur in den Köpfen, sondern auch in den Herzen der Menschen ankommen, daran müssen wir arbeiten.

Um den Nutzen des ESF zu verdeutlichen und die Akzeptanz in der breiten Öffentlichkeit zu etablieren, ist es notwendig, dem ESF ein Gesicht zu geben, d. h. die gesellschaftliche und soziale Funktion des ESF besser sichtbar zu machen. Erfolge und Maßnahmen des ESF könnten aus einer per-

sönlich-menschlichen Perspektive gezeigt werden. Die Geschichten der Menschen, die vom ESF profitiert haben, müssen mehr im Vordergrund stehen, um die Alltagsrelevanz des ESF zu zeigen. Nur so können sich die Menschen damit identifizieren.

Was wäre die EU ohne den Europäischen Sozialfonds?

Hundstorfer: Mit dem ESF würde die EU ihr soziales Gesicht verlieren. Der ESF investiert in die Menschen, in ArbeitnehmerInnen, Jugendliche, Ältere, Frauen, in all jene, die Unterstützung auf dem Arbeitsmarkt benötigen. Eine EU ohne ESF wäre eine EU ohne ihre Bürgerinnen und Bürger.

Wie sehen Sie die Zukunft der EU? Als Solidarity Union oder als Union der Großkonzerne und Großbanken?

Hundstorfer: Es hat sich gezeigt, dass in Krisenzeiten gerne das bisher Vertraute, auch Altbewährte, infrage gestellt wird. Ich stehe dazu, nicht auf diesen Zug aufzuspringen, denn die derzeitigen Hürden müssen konstruktiv und gemeinsam überwunden werden. Dazu bedarf es eines sozialen Europas, in dem sämtliche EU-Mitgliedstaaten an einem Strang ziehen. Es muss sichergestellt sein, dass die Stärkung des Sozialschutzes, die Förderung der sozialen Eingliederung und die Schaffung von Vollbeschäftigung die fundamentalen Elemente der EU bilden. Europa ist die Heimat des modernen Sozial- und Wohlfahrtsstaates, das wollen wir Europäer bleiben. Nur ein Europa des sozialen Fortschritts wird langfristig Wohlstand und Beschäftigung für die Menschen in Europa sichern!

Was schätzen Sie an der EU besonders?

Hundstorfer: Ich schätze vor allem das europäische Lebens- und Sozialmodell, welches auf gemeinsa-



men Werten wie sozialer Gerechtigkeit, Achtung der Menschenrechte, Chancengleichheit, Solidarität, Demokratie und Frieden beruht. In diesem Sinne teile ich die Meinung des Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker, dass die Europäische Union Kräfte bündeln muss, um die globalen Herausforderungen, wie z. B. die Flüchtlingskrise und die Integration, gemeinsam zu bewältigen.

Was haben zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der EU den Menschen in Österreich gebracht?

Hundstorfer: Neben Frieden, Stabilität und politischer Mitsprache sind es natürlich die wirtschaftlichen Faktoren, die zeigen, dass Österreich von seiner Mitgliedschaft vor allem profitiert hat.

Wir wissen, dass dank der EU-Mitgliedschaft rund 480.000 zusätzliche Arbeitsplätze in Öster-

reich geschaffen wurden. Wirtschaftlich würde Österreich eklatant schlechter dastehen, denn ohne die EU-Mitgliedschaft hätte Österreich 3600 Arbeitslose mehr pro Jahr. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass die Preise ohne EU-Integration um 4,5 Prozent höher wären.

Die österreichische EU-Mitgliedschaft hatte eine enorme Integrationswirkung und verhalf Österreich zu einem großen Wachstumsbonus. Es war die Europäische Union, die Österreich krisenfest gemacht hat. Die neuen Herausforderungen, die seit dem Ausbruch der Krise 2008 entstanden sind, können nur gemeinsam bewältigt werden. Damit die EU auch in Zukunft ein erfolgreiches Integrationsprojekt bleibt, wird sich Österreich für die soziale Dimension des Wirtschaftswachstums einsetzen.

A woman with blonde hair, wearing a black dress with white sleeves, stands in a grand, classical hall with many tall, fluted columns. She is smiling and looking towards the camera. The floor is light-colored with red lines forming a grid pattern. The background shows more columns and a high ceiling with some murals.

»DIE EU HAT
ÖSTERREICH
MEHR
GEBRACHT,
ALS AUF DEN
ERSTEN BLICK
SICHTBAR IST«

EVELYN REGNER

DER ESF IST SCHON GUT SO, WIE ER IST

IM GESPRÄCH MIT MAG. A EVELYN REGNER

Mag.a Evelyn Regner ist in Wien geboren. Nach der Matura Studium der Rechtswissenschaften und Flüchtlingsberaterin bei Amnesty International. 1994/95 Gerichtsjahr. 1996 – 1999 Mitarbeiterin im sozialpolitischen Referat des ÖGB. 1999 – 2008 Leiterin des ÖGB-Verbindungsbüros in Brüssel. 2008 – 2009 Leiterin der Stabsstelle Internationales im ÖGB. Seit Juli 2009 Abgeordnete zum Europäischen Parlament, seit 2015 SPÖ-EU-Delegationsleiterin.

Gerhard Loibelsberger: Sie kommen aus der Gewerkschaftsbewegung. Sind Sie dadurch nicht für manche liberale, konservative und rechte EU-Parlamentarierinnen und -Parlamentarier ein Feindbild?

Evelyn Regner: Das müssen Sie die anderen fragen. Menschlich bin ich für niemanden ein Feindbild. Ich suche auch mit Andersdenkenden im EU-Parlament eine Gesprächsbasis. Schließlich müssen wir mit Abgeordneten anderer Fraktionen gemeinsame Lösungen und Kompromisse finden. Wir SozialdemokratInnen machen 25 Prozent der Abgeordneten aus. Im EU-Parlament werden je nach Thema immer neue Allianzen geschmiedet. Es gibt zwar eine empfohlene Fraktionslinie, jedoch wird kein Klubzwang gelebt.

Natürlich wissen die Abgeordneten der Fraktionen, woran sie bei mir sind. Als Gewerkschafterin kämpfe ich für die Rechte und die bessere Mitbestimmung von ArbeitnehmerInnen und die Schaffung von hochwertigen Arbeitsplätzen. Geht es um KonsumentInnenschutz, stelle ich mich auf die Seite der KonsumentInnen und trete für hohe Schutzniveaus ein. Ebenso weiß ich, wie ich viele Abgeordnete der liberalen oder konservativen Fraktionen einschätzen kann – sie verteidigen die „andere Seite“ und wollen Standards „drücken“ und den Unternehmen ein möglichst regelfreies Agieren ermöglichen.

Auf Ihrer persönlichen Website heißt es unter anderem, Sie stehen dafür, dass der Mensch und nicht der Profit im Mittelpunkt steht. Fühlen Sie sich mit diesem Standpunkt im Europäischen Parlament manchmal auf verlorenem Posten?

Regner: Das muss ich mit einem klaren Nein entkräften. Das Europäische Parlament setzt sich aus einem Spiegelbild der Gesellschaft zusammen und die Mehrheitsverhältnisse sind derzeit liberal-konservativ. Dennoch gibt es viele glühende EuropäerInnen, die sich energisch für die Menschen einsetzen. In der Verwirklichung des Slogans meiner Website fühle ich mich in meiner Fraktion zu

hundert Prozent verstanden und unterstützt. Es gibt auch viele Abgeordnete anderer Fraktionen, die für das Wohlergehen der Menschen in Europa kämpfen.

Im Vergleich zu anderen Institutionen, insbesondere der EU-Kommission, ist das EU-Parlament jene Institution, die Entscheidungen bürgernahe trifft. Ich glaube, allen Abgeordneten ist klar, dass sie die BürgerInnen und nicht „den Profit“ repräsentieren. Manche schätzen das „Wohl der Menschen“ vielleicht anders ein als ich als Gewerkschafterin.

Sie treten für ein soziales Europa ein. Gibt es dafür im Europäischen Parlament überhaupt eine Mehrheit?

Regner: Mehrheiten leider nicht. Wie gesagt, bilden die SozialdemokratInnen 25 Prozent der Abgeordneten, knapp sieben Prozent sind Linke und eine Spur weniger Grüne. Dennoch können wir „Linken“ bei einigen wichtigen Themen andere Fraktionen – manchmal die Liberalen, wenn es um gesellschaftspolitische Themen geht, oder auch die Konservativen – auf unsere Seite ziehen oder spalten, so dass die Abstimmungen in unserem Sinne ausgehen.

Europa hat in der Sozialpolitik wenig Kompetenz, das behalten sich die Mitgliedstaaten vor. Was Europa jedoch macht, ist etwa das Einführen sozialer Mindeststandards, die europaweit einheitlich sein sollen. Die einzelnen Mitgliedstaaten können dann strengere Regelungen treffen.

Generell muss ein Umdenken stattfinden, denn die Austeritätspolitik fährt den Zug mittelfristig an die Wand. Viel zu viele Menschen in Europa sind von Armut bedroht. Die Krise führt uns vor Augen, dass die EU und ihre Mitgliedstaaten nicht mehr nur Banken retten, sondern die Menschen

retten und wieder in den Mittelpunkt ihres Handelns stellen müssen.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes, neoliberales Image. Ist das gerechtfertigt?

Regner: Für dieses Image gibt es drei Gründe: Erstens ist es immer einfach, die Schuld auf andere zu schieben. Im Zweifelsfall ist immer die EU schuld.

Zweitens: Durch die Zusammensetzung der nationalen Parlamente und Regierungen haben wir derzeit einen Mainstream in der EU, der folgendermaßen lautet: Wettbewerbsfreiheit hat Vorrang vor dem Respektieren der Arbeitszeit, der Vereinbarkeit von Beruf und Familie und dem Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

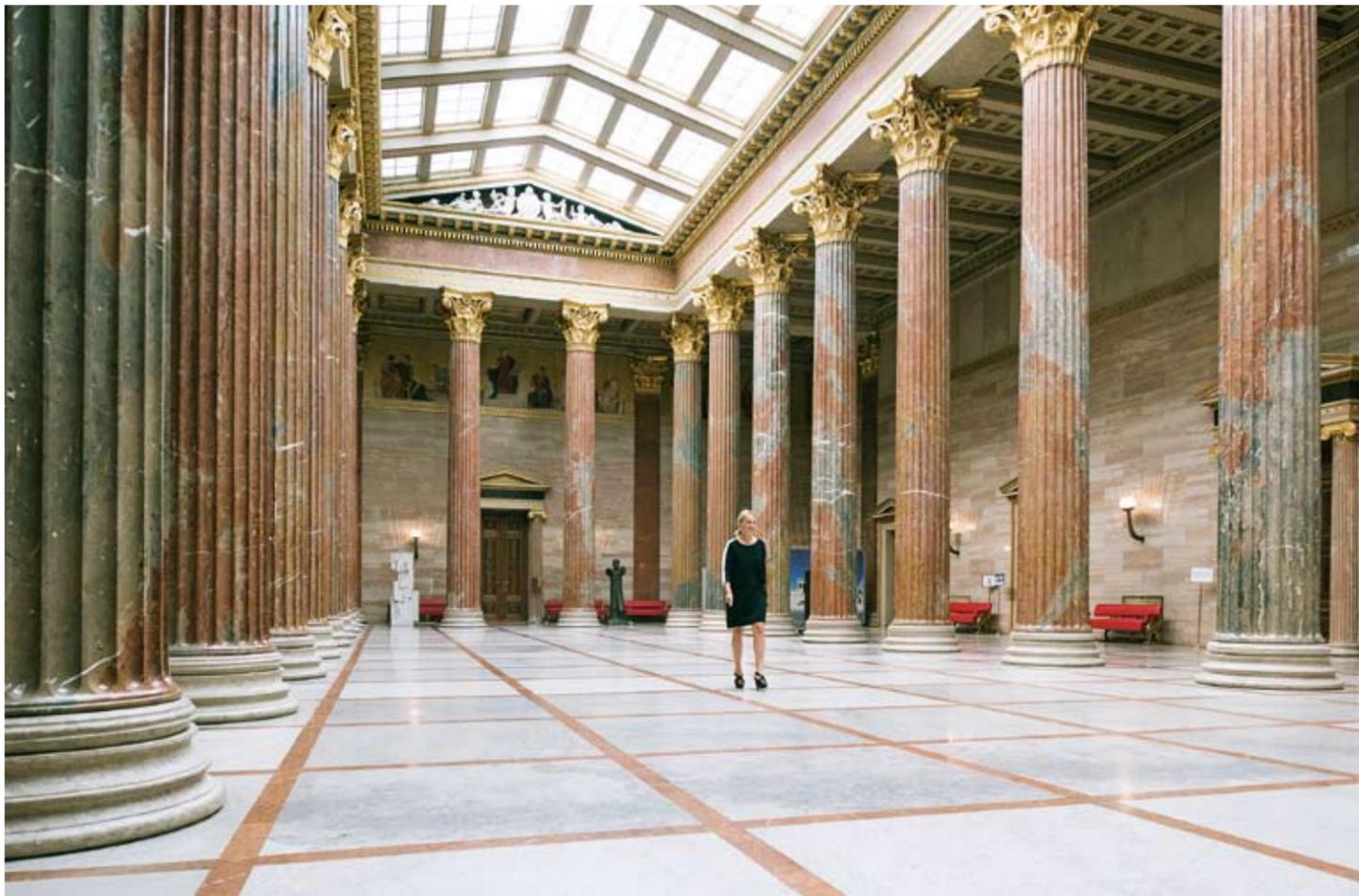
Drittens: Derzeit sind wir eine reine Handels- und Wirtschaftsunion, aber keine Sozialunion. Was fehlt, ist eine gemeinsame Fiskal- und Sozialpolitik.

Der ESF – das soziale Gesicht Europas – ist in der österreichischen Bevölkerung so gut wie unbekannt. Was könnte man dagegen tun?

Regner: Die meisten vom ESF unterstützten Projekte werden von den Menschen nicht gesehen, da die Sichtbarkeit fehlt. Sämtliche Projekte werden kofinanziert, die „Werbetrommel“ rührt aber niemand für Europa oder den ESF. Vielleicht sollte man überall groß draufschreiben, dass das Projekt vom ESF mitfinanziert ist.

Extremkomplizierte administrative Abläufe machen den ESF-Stellen teilweise das Leben schwer. Könnte das EU-Parlament da für Vereinfachungen sorgen?

Regner: Das Europäische Parlament formuliert in der Verordnung und auch in anderen Verordnungen und Richtlinien die Zielsetzungen und Ziele



Evelyn Regner, Mitglied des EU-Parlaments, zu Gast im österreichischen Parlament

optimal. Es gibt aber viele Regeln und Formalitäten, die einzuhalten sind, um Missbrauch von EU-Geldern zu vermeiden. Es müssen natürlich auch die Kriterien für die Erlangung von Geldern aus dem ESF erfüllt werden. Hier ist die EU-Kommission gefragt, Hilfestellung zu geben für bessere Leitfäden oder „Gebrauchsanweisungen“, um den nationalen Stellen die Einreichung zu erleichtern.

Ein Kritikpunkt lautet, dass sich die EU in einem gigantischen Ausmaß um die korrekte Abrechnung der Gelder und um die Einhaltung von Formalvorschriften bemüht, aber nur in geringem Ausmaß darum, was mit dem Geld dann wirklich passiert. Wie sehen Sie das?

Regner: Ich nehme das auch wahr. Das ist natürlich für Antragstellerinnen und Antragsteller

abschreckend. Aber: Offensichtlich ist es notwendig, da es leider schon Missbrauchsfälle gegeben hat.

Ich hoffe, dass in ein paar Jahren – und nicht erst in Jahrzehnten – so viel Vertrauen aufgebaut wird, dass bürokratische Bürden abgebaut werden können.

Sie fordern: Runter mit der Arbeitslosigkeit! Was kann Europa zusätzlich zum ESF tun? Oder sind die Mittel und Anstrengungen des ESF ausreichend?

Regner: Der ESF ist schon gut so, wie er ist. Was uns in Europa fehlt, ist, dass wir nicht nur Banken regulieren und retten, sondern dass wir auch gemeinsame Ziele bei der Beschäftigungsquote durchsetzen. Europa muss die Europäische

Jugendgarantie nach österreichischem Vorbild zum Leben erwecken und Maßnahmen insgesamt auf den Erhalt bestehender und die Schaffung neuer hochwertiger Arbeitsplätze ausrichten. Grundsätzlich stehe ich dafür, mehr Mittel für den ESF durch Umschichtung aus anderen Fördertöpfen zu erlangen.

Wir SozialdemokratInnen im EU-Parlament haben beispielsweise das Zehn-Punkte-Programm „Europe back to work“ vorgelegt, das unter anderem jährliche Investitionen von 194 Milliarden Euro zur Schaffung von Arbeitsplätzen vorsieht, das duale Bildungssystem für Europa vorschlägt und Mindestlöhne für Europa fordert. In den sogenannten „Green Jobs“ liegt ein Potenzial zur Schaffung von fünf Millionen neuen Jobs in den ersten drei Jahren.

Die Zahl der Armen in Österreich und in Europa steigt von Jahr zu Jahr. Kann dieser Trend gestoppt werden?

Regner: Schwer, wenn es nicht bald ein Umdenken gibt. Die vorherrschende Austeritätspolitik und die politischen Konzepte vieler europäischer Regierungen würgen die Konjunktur eher ab, als sie anzukurbeln. Der EFSI – also der neue Investitionsplan – ist ein erster Ansatz. Wir brauchen massive Investitionen, den Menschen muss wieder mehr Geld zur Verfügung stehen, damit sie die Wirtschaft anregen können.

Wie sieht es mit der gigantischen Migrationswelle aus, die derzeit Europa vor große Herausforderungen stellt. Kann bzw. soll der ESF darauf reagieren?

Regner: Dafür ist der ESF nicht das geeignete Mittel. Es dürfen auch keine ESF-Mittel dafür verwendet werden. Es gibt andere Fonds für humanitäre Hilfe, diese Mittel müssen aufgestockt werden. Europa benötigt aber ein Gesamtkonzept mit Quotenregelungen, die eine faire Umverteilung von Flüchtlingen ermöglicht. Dem müssen aber weitere Schritte folgen. Europa muss sich engagieren, dass die betroffenen Regionen, aus denen die Menschen fliehen, stabilisiert werden.

Reicht der ESF, um das wirtschaftliche und soziale Zusammenwachsen (Kohäsion) in Europa zu fördern? Oder müsste da noch viel mehr geschehen?

Regner: Natürlich sollte viel mehr geschehen. Europa muss den Menschen beweisen, dass es Sicherheit bietet. Durch soziale Sicherheit, Vermeidung von unfairem Wettbewerb etwa durch Lohndumping muss es den Bürgerinnen und Bürgern zeigen, dass gemeinsames Handeln besser ist. Gerade die zunehmende Arbeitslosigkeit als Folge der Wirtschaftskrise betrifft ganz Europa, deshalb müssen auch europaweite Initiativen gesetzt werden.

Was schätzen Sie an der EU besonders?

Regner: Vieles. Die EU hat den Menschen in Europa mehr Wohlstand sowie ein Zusammenwachsen der Nationen gebracht. Viele Menschen mögen das aus ihrer Erinnerung verloren haben, dennoch ist die EU das größte Friedensprojekt der Geschichte. Die ältere Generation hat noch Kriege in Europa erlebt. Die EU hat in den letzten sechzig Jahren den Frieden in Europa gesichert. Wir dürfen nicht vergessen, wie wertvoll das ist – auch vor dem Hintergrund aktueller Krisen und Kriege in der unmittelbaren Nachbarschaft. Die EU hat auch

mehr Weltoffenheit, eine gute wirtschaftliche Entwicklung, bessere Bildung und viel in Sachen Gleichberechtigung und Konsumentenschutz bewirkt.

Woran wir aber arbeiten müssen, ist, dass die sozioökonomischen Unterschiede in den einzelnen Mitgliedsländern kleiner werden.

Was haben zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der EU den Menschen in Österreich gebracht?

Regner: Österreich ist vielfältiger, bunter, weltoffener geworden. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass wir von einem Land in das andere fahren können, mit der gleichen Währung in unseren Nachbarländern bezahlen und StudentInnen ihre „Auslandserfahrung“ in anderen EU-Ländern sammeln. Außer Acht darf natürlich auch nicht gelassen werden, dass Österreich vom gemeinsamen Europa wirtschaftlich sehr profitiert hat. Beispielsweise stiegen die Exporte seit dem EU-Beitritt jährlich um 6,6 Prozent, seit 1995 stieg die österreichische Wirtschaftsleistung im Schnitt jährlich um 1,9 Prozent. Jährlich entstanden in Österreich seit dem EU-Beitritt rund 13.000 neue Arbeitsplätze.

Erst jüngst, 2014, hat die EU die Bankenunion geschaffen, um zu vermeiden, dass bei künftigen Krisen die SteuerzahlerInnen für die maroden Banken aufkommen müssen. Die Europäische Union hat Österreich viel mehr gebracht, als auf den ersten Blick vielleicht sichtbar ist.

Wie wird die Europäische Union Ihrer Meinung nach in zwanzig Jahren aussehen? Kapitalistischer oder sozialer?

Regner: Sie wird zweifellos weiterbestehen, das ist keine Frage. Ich wünsche mir natürlich, dass die EU sozialer wird, die Bürgerinnen und Bürger

Europas wollen auch eine sozialere Union. Sie wollen Sicherheit, Arbeitsplätze und Wohlstand. Um diese Ziele zu verwirklichen, muss die Union sozialer werden. Als rein kapital- und wirtschaftsorientierte EU wird sie nicht das Vertrauen und die Zustimmung der Bürgerinnen und Bürger Europas gewinnen können.

Es wird nach wie vor keinen europäischen Bundesstaat geben, sondern etwas Ureigenes. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Europa sich in Richtung Vereinigte Staaten von Europa entwickeln wird. Wir werden ein eigenes Modell der intensiven und effizienten Zusammenarbeit finden. Entgegen allen Unkenrufen wird dieses europäische Gebilde gegenüber China, Japan, Indien und den USA reüssieren. Bei uns in Europa dauert derzeit alles immer ein bisschen länger, aber es hält dann auch. Wir bewegen uns langsam vorwärts, aber wir bewegen uns.

Wien, Brüssel, Straßburg – drei Städte, zwischen denen Sie beruflich hin und her pendeln. Was mögen Sie an diesen Städten?

Regner: Wien ist mein Zuhause, da mag ich einfach alles. Brüssel ist politisch am spannendsten. Die meiste Arbeit im Parlament findet in Brüssel statt, alle Institutionen sind dort auf einem Fleck – insofern werden auch Verhandlungen intensiv betrieben, die Detailarbeit an den zu beschließenden Richtlinien und Verordnungen findet in den Ausschusssitzungen in Brüssel statt, die meiste Büroarbeit fällt dort an und der Austausch mit sämtlichen InteressenvertreterInnen der Mitgliedstaaten, Verbänden und GewerkschafterInnen ist in Brüssel am leichtesten, schnellsten und effizientesten. Straßburg ist eine wunderbare alte Stadt. Dort finden zwölf Mal im Jahr die Plenarsitzungen des EU-Parlaments statt und alle Blicke sind in diesen Wochen auf Straßburg gerichtet, wo die letzten Entscheidungen des Parlaments in der EU-Politik fallen. Da bekommt man wenig von der Stadt mit, hat aber die meiste „Action“ vor Ort. Tage von 7.30 bis 22.30 Uhr oder länger sind dort keine Seltenheit.

»DIE MENSCHEN
HABEN ERLEBT, DASS
QUALIFIZIERUNG HILFT«

MARTIN IVANCSICS

EINSATZ DER ESF-MITTEL IM BURGENLAND

IM GESPRÄCH MIT MARTIN IVANCSICS

1950 im Burgenland geboren. Aufgewachsen in Klingebach, lebt in Zagersdorf. Von 2000 bis 2010 Büroleiter des burgenländischen Landeshauptmanns. Sprecher der Vorsitzenden der Konferenz der Volksgruppenbeiräte. Seit 27 Jahren Vorsitzender des kroatischen Kultur- und Dokumentationszentrums.

Gerhard Loibelsberger: Waren Sie in die Beitrittsverhandlungen Österreichs zur EU involviert?

Martin Ivancsics: Nur am Rande. Im Detail habe ich das aber nicht mitverfolgt, doch das Wesentliche habe ich mitbekommen, weil ich damals Beamter im Verfassungsdienst des Landes war.

Das Burgenland bekam als einziges österreichisches Bundesland bzw. als einzige Region den Ziel-1-Förderungsstatus zuerkannt. Warum?

Ivancsics: Das Burgenland war damals der östlichste Teil der westlichen Welt. Diese Lage an der Peripherie hat jeden Investor abgeschreckt. Neben der allgemein schwachen Infrastruktur war das einer der Gründe für die Unterentwicklung des Landes. Wichtig war im Zuge der Verhandlungen, dass die Burgenländerinnen und Burgenländer keine Scheu hatten, ihre Armut zuzugeben.

Im Ziel-1-Programm für das Burgenland wurden fünf Förderschwerpunkte festgelegt: Gewerbe und Industrie, Forschung, Technologie und Entwicklung, Tourismus und Kultur, Land- und Forstwirtschaft, Fischerei und Naturschutz und last not least Humanressourcen. Der letzte Punkt wurde mit ESF-Mittel gefördert. War das nicht ein bisschen wenig?

Ivancsics: Es war am Anfang für niemanden absehbar, wie die Programme in der Umsetzung funktionieren werden. Rasch haben wir aber erkannt, dass wir mit einer ganzheitlichen Sicht an die Dinge herangehen müssen. Bestes Beispiel sind die Initialprojekte im Tourismus – die Thermen. Hier haben wir eine sehr effektive Kombination der verschiedensten Fonds zusammengestellt.

Ein Beispiel: Der Ausbau der Therme Bad Tatzmannsdorf plus die neue Gesundheitsakademie in Jormannsdorf plus die Fachhochschule in Pinkafeld mit der Studienrichtung Gesundheit und Gesundheitsmanagement. Zu den Infrastrukturmaßnahmen haben wir hier also zahlreiche Qualifikations- und Ausbildungsmaßnahmen gesetzt und dadurch jede Menge neue Jobs geschaffen.

Die Ziel-1-Förderung der Humanressourcen bedeutete ab dem EU-Beitritt 1995 Start der ESF-För-

derungen. Können Sie sich noch an die ersten burgenländischen Projekte erinnern?

Ivancsics: Wir haben Industriearbeiterinnen und Industriearbeiter, deren Unternehmen in Schwierigkeiten bzw. in Konkurs oder durch Standortwechsel nicht mehr da waren, umgeschult. Damals begannen die Konzerne mit der Verlegung der „verlängerten Werkbänke“ in Billiglohnländer im Osten und in Asien.

Es wurden vor allem für die Frauen im Burgenland die Parameter verändert: weg von der Fließbandarbeiterin hin zur qualifizierten Dienstleisterin.

Was wurde speziell für die Menschen im Südburgenland, wo es ja eine besonders große Arbeitslosigkeit gab, mit ESF-Mitteln unternommen?

Ivancsics: In erster Linie war es die Lenkung der Arbeitskraftreserven in den Tourismus beziehungsweise in den Gesundheits- und Wellnesssektor.

Außerdem haben wir den Jungen mit den Fachhochschulen die Möglichkeit einer qualifizierten Ausbildung geboten. Die Älteren bekamen Umschulungen.

Wie sehen Sie heute, nach zwanzig Jahren, die Auswirkungen bzw. Erfolge der Ziel-1-Förderung?

Ivancsics: Ich glaube, das Burgenland hat einen Sprung über vier Stufen gemacht. Erstens sind wir noch weltoffener geworden. Zweitens haben wir heute deutlich mehr Einkommen als damals. Drittens haben wir viele höchstqualifizierte Menschen im Land. Wir haben im Vergleich mit allen anderen Bundesländern die größte Dichte an Maturanten. Viertens haben wir gezielt unsere Lebensqualität gesteigert und sind generell moderner geworden.

Haben die vom ESF geförderten Projekte im Burgenland nachhaltig etwas verändert?

Ivancsics: Auf jeden Fall. Die ESF-Förderungen waren bewusstseinsverändernd, weil die Menschen erlebt haben, dass Qualifizierung hilft.

Kennen Sie persönlich Menschen, die dank der ESF-Förderungen neue Chancen am Arbeitsmarkt bekommen haben?

Ivancsics: Unzählige.

Die Arbeitslosenzahlen steigen ja auch im Burgenland. Ist der ESF mit seinem Anliegen, die Schaffung von Arbeitsplätzen zu unterstützen, gescheitert?

Ivancsics: Ganz im Gegenteil! Die Zahlen wären viel schlimmer, wenn es den ESF nicht gegeben hätte.

Wie sieht es im Bereich Gender-Mainstreaming – ein ESF-Schwerpunkt – im Burgenland aus?

Ivancsics: Ein großer Teil der ESF-Projekte ist speziell für Frauen geschaffen worden. Das hat das Selbstwertgefühl und das Streben nach Selbstständigkeit der Frauen im Burgenland gestärkt.

Apropos Diskriminierung: Haben die ESF-Programme plus Gender-Mainstreaming auch das Miteinander der burgenländischen Volksgruppen beeinflusst?

Ivancsics: Sie haben das grundsätzlich positive Klima weiter begünstigt. Und: Sie haben den Roma – einer Randgruppe – die Tür in die Mitte der Gesellschaft geöffnet. In anderen EU-Programmen wurde eine Reihe von Volksgruppenprojekten gefördert und umgesetzt.

Was schätzen Sie im Rückblick an den burgenländischen Ziel-1-Förderungen besonders?

Ivancsics: An den Ziel-1-Förderungen schätze ich, dass sie sehr effizient sind und streng kontrolliert wurden.

An der Umsetzung gefällt mir, dass ein umfassendes Spektrum gefördert wurde: nicht nur Gebäude und Maschinen, sondern auch Menschen und Natur.

Europa hat derzeit ein massives Flüchtlingsproblem. Sollte da der ESF nicht finanziell eingreifen?

Ivancsics: Ich glaube, dass wir eine europaweite Gesamtlösung brauchen. Im Rahmen dieser Gesamtlösung müsste man dann die ESF-Mittel erhöhen. Damit vor allem in die Bildung der Flüchtlinge investiert werden kann.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes, neoliberales Image. Warum?

Ivancsics: Weil auch dort immer nur in Quantität gemessen wird.

Außerdem ist die EU-Administration nicht von Wahlen abhängig und hat unzählige Lobbyisten im Ohr. Deshalb hat sie kein Gehör für die Stimmen der normalen Menschen. Sehr oft haben die Menschen den Eindruck, dass mehr Hilfe für die Banken und weniger Schranken für die Wirtschaft der EU wichtiger ist als alles andere.

Reicht der ESF, um das wirtschaftliche und soziale Zusammenwachsen (Kohäsion) in Europa zu

fördern? Oder müsste da noch viel mehr geschehen?

Ivancsics: Es reicht nicht. Es mangelt an grenzüberschreitend ausgerichteten Strukturmaßnahmen. Man sollte in Europa über regionale Räume und nicht über Nationen nachdenken.

Mir reicht es auch nicht, dass nur NATO-taugliche Verkehrsstrukturen in Europa Priorität haben statt Strukturen, die die Menschen brauchen.

Was mögen Sie an der EU?

Ivancsics: Alles, besonders das, was mir noch fehlt.

Was würden Sie in der EU ändern?

Ivancsics: Dass der politische und wirtschaftliche Fokus auf die einfachen Menschen gerichtet wird. Chancengleichheit, Solidarität und damit verbundene soziale Mindeststandards sollten in den Vordergrund rücken.

Drei Wünsche, die die Zukunft des Burgenlandes betreffen?

Ivancsics: Erstens eine Stärkung der Zivilgesellschaft.

Zweitens, dass in den Köpfen der Menschen ein weiterer großer Sprung über alle Grenzen hinweg geschieht.

Drittens, dass ich möglichst lange noch Bürger dieses wunderbaren Landes sein kann.



Martin Ivancsics: „Gefördert wurden > nicht nur Gebäude und Maschinen, sondern auch Menschen und Natur“

»GEMEINSAM AN EINEM STRANG ZIEHEN«

ANETTE SCOPPETTA



EINE EU OHNE EUROPÄISCHE SOZIAL- POLITIK? DAS WÄRE KEINE EU FÜR MICH!

IM GESPRÄCH MIT DI ANETTE SCOPPETTA

DI Anette Scoppetta wuchs in Imst auf. 1989 ging sie nach Wien und studierte an der Universität für Bodenkultur Landschaftsplanung. Nach Abschluss des Studiums kehrt sie nach Tirol zurück und baute in Imst einen regionalen Entwicklungsverein auf. Seit 1999 arbeitet sie beim Zentrum für soziale Innovation (ZSI) in Wien.

Gerhard Loibelsberger: Sie leiteten die Koordinationsstelle Territoriale Beschäftigungspakte (TEPs) in Österreich. Was genau war Ihre Aufgabe?

Anette Scoppetta: Das ZSI hat unter meiner Mitarbeit die Territorialen Beschäftigungspakte in Österreich zuerst aufgebaut und dann betreut. Von Februar 1999 bis Oktober 2014.

Im Jahr 1999, der Stunde Null, ist es darum gegangen, AMS, Landesregierungen, Sozialpartner, Bundessozialamt, regionale Entwicklungsvereine etc. zusammenzubringen. Denn: Die Probleme am Arbeitsmarkt in einer Region können nicht von

einer einzigen Institution – wie z. B. dem AMS – alleine gelöst werden.

Zusätzlich ging es auch darum, Förderungsprogramme zu bündeln. Von den Bundesländern und Kammern gibt es zum Beispiel Wirtschaftsförderungen, vom AMS Mitarbeiterförderungen. Diese Mittel wurden in den Territorialen Beschäftigungspakten gebündelt.

In einem Artikel, den Sie geschrieben haben, bezeichneten Sie die Territorialen Beschäftigungspakte als soziale Container für Innovation. Wieso soziale Container? Und wo liegt das innovative Moment bei diesen Pakten?

Scoppetta: Zuerst möchte ich auf die Innovation eingehen:

– Durch die Zusammenarbeit unterschiedlicher Institutionen und Einrichtungen entwickelten sich neue Ideen und neue Denkansätze. Die Maßnahmen, die sich daraus ergaben, waren für die spezifischen Bedürfnisse der Menschen am

Arbeitsmarkt maßgeschneidert. Das war eine echte Innovation.

– Den Begriff „Soziale Container“ habe ich deshalb verwendet, weil wir uns bei den TEPs an einen Tisch zusammengesetzt haben, um gemeinsam Lösungen anzugehen und zu entwickeln.

Territoriale Beschäftigungspakte – was kann man sich als normaler Mensch darunter vorstellen?

Scoppetta: Gemeinsam an einem Strang zu ziehen, um Arbeitsmarktprobleme und soziale Probleme in einer Region bzw. in einem Bundesland zu lösen.

Seit wann gibt es TEPs in Österreich?

Scoppetta: Unmittelbar nach dem EU-Beitritt Österreichs entstanden in den Jahren 1996 und 1997 die ersten Beschäftigungspakte. Und zwar in Wien, in Tirol, in Vorarlberg und in Salzburg. Ab Februar 1999 bauten wir hier im ZSI diese Strukturen dann für ganz Österreich auf.

Gibt es in allen Bundesländern TEPs? Und wo sind sie am erfolgreichsten?

Scoppetta: Ja, in allen.

Erfolg kann bei den Pakten Unterschiedliches bedeuten:

- dass die Beschäftigungspakte besonders innovativ sind, dass sie mit besonders vielen Akteuren und auch NGOs kooperieren wie z. B. in der Steiermark;
- dass ihre Strategie nachhaltig ist.

Die TEPs gehen ja auf eine Initiative der EU zurück. Gibt es sie auch in anderen Ländern Europas?

Scoppetta: TEPs gab und gibt es auch in anderen EU-Ländern wie Schweden, Irland oder Italien. Alle zusammen sind im OECD LEED Forum on Partnerships and Local Development vereint. Da

werden auf internationaler Ebene Erfahrungen ausgetauscht.

Welche Rolle spielte der Europäische Sozialfonds (ESF) für die Umsetzung der TEPs?

Scoppetta: Bis 2014 hat der ESF in Österreich die Strukturen und Maßnahmen der TEPs kofinanziert. Dadurch wurden viele Innovationen ermöglicht.

Wären die TEPs auch ohne Beteiligung des ESF denkbar gewesen?

Scoppetta: Nein. Diese Strukturen und Maßnahmen hätten wir nicht in ganz Österreich flächendeckend umsetzen können.

Gab es im Rahmen der TEPs auch Unterstützungsprogramme für in Österreich anerkannte Asylantinnen und Asylanten? Oder bleibt diese zum Teil hochqualifizierte Bevölkerungsgruppe ausgenommen?

Scoppetta: Die Pakte haben im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten auch dieses Potenzial an arbeitswilligen Menschen zu fördern versucht.

Wer wurde in erster Linie von den Pakten gefördert?

Scoppetta:

- Jugendliche ohne Arbeitsstelle und oft auch ohne Schulabschluss.
- Ältere Beschäftigte und Arbeitslose.
- Migrantinnen und Migranten.
- Frauen.
- Menschen mit besonderen Bedürfnissen (= Menschen mit Behinderungen).
- Menschen mit geringer Schul- bzw. Ausbildung.
- Langzeitarbeitslose/Beschäftigungslose Personen.
- Sozialhilfe-/BMS-Bezieher/innen usw.



Wie hätte Österreichs Arbeitsmarkt ohne ESF-Förderung ausgesehen?

Scoppetta: Ohne ESF wäre Österreichs Arbeitsmarkt weniger innovativ gewesen. Für Zielgruppen mit Problemen wären oft nur Standardmaßnahmen zur Verfügung gestanden. Eine spezielle Förderung dieser Menschen wäre meist nicht möglich gewesen.

Was hätte das für die Arbeitslosigkeit in Österreich bedeutet?

Scoppetta: Faktum ist, dass der Arbeitsmarkt heute in erster Linie an jungen, hochqualifizierten Arbeitskräften interessiert ist.

Alle, die keine oder eine geringe Ausbildung haben bzw. auf die eine oder andere Art diesem „Idealbild“ nicht entsprechen, hätten ohne Unterstützungsmaßnahmen wenig Chance gehabt, Arbeit zu finden.

Was wäre die EU ohne den Europäischen Sozialfonds?

Scoppetta: Eine Gemeinschaft von Mitgliedstaaten, die sich nur auf wirtschafts- und finanzpolitische Aufgaben beschränkt. Das wäre keine EU für mich!

Wie sehen Sie die Zukunft der EU? Als Solidarunion oder als Union der Großkonzerne und Großbanken?

Scoppetta: Ich sehe die Zukunft der EU in einer Solidarunion, bei der die Wirtschaft ein Teil der Gesellschaft ist und in der die Sozialpolitik nicht ein Anhängsel der Wirtschaft ist. Äußerst problematisch finde ich die jüngsten Entwicklungen, in denen Großkonzerne und Großbanken eigentlich die Politik machen.

Reicht der ESF, um das wirtschaftliche und soziale Zusammenwachsen (Kohäsion) in Europa zu fördern? Oder müsste es da noch andere Fonds bzw. Institutionen geben?

Scoppetta: Der ESF wird die Herausforderungen der Zukunft alleine nicht schaffen. Der ESF kann ein Hebel sein, aber keine langfristige Verankerung. Da ist ein Umdenken in allen Mitgliedstaaten und auf EU-Ebene erforderlich.

Was schätzen Sie an der EU besonders?

Scoppetta: Die Vielfalt der Menschen und der Gedanken.

Ihre drei Lieblingsplätze in Europa?

Scoppetta: Das Südburgenland, die Alpen, das „Cuadro“ im fünften Wiener Gemeindebezirk.

< Anette Scoppetta an ihrem Arbeitsplatz im Zentrum für soziale Innovation



»DURCH DEN ESF
IST ÖSTERREICH
MODERNER
GEWORDEN«

SUSANNA KUNCIC,
EHRENFRIED NATTER

WER NICHTS NEUES LERNT, MACHT RÜCKSCHRITTE

IM GESPRÄCH MIT MAG.A SUSANNA KUNCIC UND MAG. EHRENFRIED NATTER

Mag.a Susanna Kuncic wurde in Graz geboren. Sie studierte in Wien Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftspädagogik. Anschließend arbeitete sie bei internationalen Unternehmensberatungsfirmen sowie bei einem großen Architektur- und Stadtplanungsbüro. Coaching- und Supervisionsausbildung. Seit 1998 in der ÖSB, seit 2013 Geschäftsführerin.

Mag. Ehrenfried Natter wurde in Vorarlberg geboren. Er studierte in Wien Volkswirtschaftslehre und war 1982 ehrenamtlicher Mitbegründer der ÖSB. Nach sozialwissenschaftlichen Arbeiten in der Katholischen Sozialakademie Österreichs wechselte er 1993 zur ÖSB Consulting. Seit 1995 Teilhaber der ÖSB, derzeit Bereichsleiter für strategische Programme und Projekte.

Gerhard Loibelsberger: Frau Mag.a Kuncic, Sie sind Geschäftsführerin der ÖSB Consulting. Wofür steht ÖSB?

Susanna Kuncic: Die ÖSB steht für innovative Dienstleistungen in der Arbeitsmarkt-, Sozial-, Bil-

dungs- und Gesundheitspolitik. Wir sind an neuen Entwicklungen in der Arbeitsmarktpolitik beteiligt. An Beratungsprogrammen wie zum Beispiel die Flexibilitätsberatung für Betriebe des AMS, kurz FBB, oder „Fit to Work“ – abgekürzt f2w. Dieses jüngere Programm des Sozialministeriums hilft ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer länger in Beschäftigung zu halten. f2w besteht aus zwei Programmteilen: einerseits einen für die einzelnen Menschen und andererseits einen für die Unternehmen.

Seit 1995 hat die ÖSB Consulting das AMS rund um die ESF-Förderung beraten. Was war da genau ihre Aufgabe?

Ehrenfried Natter: Eigentlich haben wir schon 1993 mit den ESF-Vorbereitungen begonnen. Im Auftrag des Sozialministeriums und in Vorbereitung auf den EU-Beitritt haben wir untersucht, wie EU-Länder den ESF nutzten und was man davon lernen könnte. In den folgenden zwanzig Jahren habe ich das Ministerium und dann vor allem das AMS bei der Programmierung, Instrumentenentwicklung und Umsetzung des ESF in Österreich

sowie beim Monitoring und bei der Öffentlichkeitsarbeit unterstützt.

Die ÖSB Consulting berät Unternehmen bezüglich Productive Ageing. Was kann man sich darunter vorstellen?

Kuncic: Dabei geht es um das Ziel, in Österreich den Anteil der Beschäftigten im Alter von fünfzig bis 65 zu erhöhen und das durchschnittliche Pensionsantrittsalter an das gesetzlich festgelegte heranzuführen. Um das zu erreichen, müssen die Beschäftigten arbeiten können, wollen und dürfen. Auf der anderen Seite müssen Unternehmen Arbeitsplätze bereitstellen, die so gestaltet sind, dass sie nicht krank machen und Gelegenheiten zum Lernen bieten.

Stichwort Qualifizierung. Wie planen und führen Sie Qualifizierungsmaßnahmen durch?

Natter: Wir sind kein Weiterbildungsträger. Als Beratungsunternehmen unterstützen wir im Auftrag des AMS Unternehmen bei der Feststellung ihres Qualifizierungsbedarfs und planen gemeinsam mit ihnen den Einkauf von Weiterbildungsmaßnahmen, zudem unterstützen wir sie bei ihrer Teilnahme an Qualifizierungsverbänden.

Kuncic: In der ersten ESF-Förderperiode bis 2001 waren die Förderbedingungen sehr offen formuliert. Eine Evaluierung hat ergeben, dass beträchtliche Mittel zu großen Betrieben flossen und dort jungen männlichen, qualifizierten Beschäftigten zugutekamen.

Ab der zweiten Förderperiode lag dann der Förderschwerpunkt bei Frauen, Älteren und niedriger qualifizierten Beschäftigten. Kleinere Betriebe, mit weniger als fünfzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wurden mit einem Beratungsprogramm zusätzlich unterstützt. Es gab vom AMS

die Qualifizierungsberatung für Betriebe, mit dessen Durchführung unter anderen Dienstleistern die ÖSB Consulting beauftragt worden war.

Weiters sind Qualifizierungsverbände geschaffen worden, bei denen sich mehrere Betriebe zusammengetan haben, um gemeinsam ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter weiterzubilden und so von der ESF-Förderung zu profitieren.

Was bringen Qualifizierungsmaßnahmen in der Praxis?

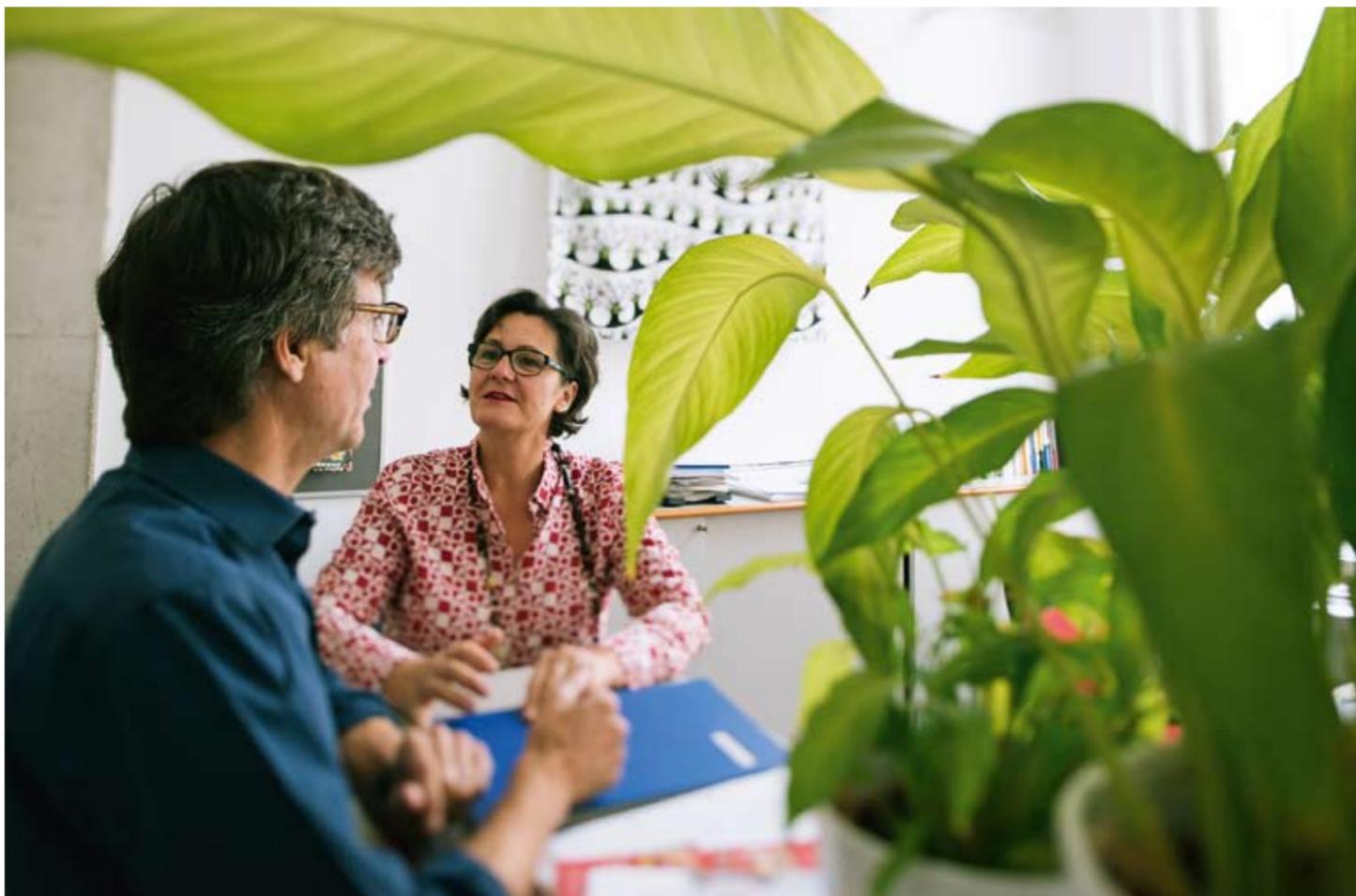
Kuncic: Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entwickeln ihre Kompetenzen weiter, die Unternehmen ihre Leistungsfähigkeit und ihr Personalmanagement. Qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind für jedes Unternehmen wertvoll, behalten eher ihre Jobs und finden im Falle von Arbeitslosigkeit schneller und leichter wieder einen neuen Job. Wer nichts Neues lernt, macht Rückschritte.

Was versäumen Unternehmen, die auf Qualifizierungsmaßnahmen bei ihren Mitarbeitern verzichten?

Kuncic: Man bleibt als Unternehmen nicht konkurrenzfähig. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eines solchen Unternehmens laufen Gefahr, wenn sie ihre langjährigen Jobs verlieren, dann keine neuen mehr zu finden. Weil ihr Wissen veraltet und wertlos ist. Das ist oft ein wesentlicher Aspekt von älteren langzeitarbeitslosen Menschen.

Ist die bessere Qualifizierung der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer – eines der Hauptanliegen des ESF – in Österreich zumindest teilweise gelungen?

Natter: Quantitativ auf jeden Fall. In der letzten Förderperiode, in den Jahren 2007 bis 2014, haben



270.000 Menschen die Qualifizierungsförderung für Beschäftigte in Anspruch genommen. Sechzig Prozent davon waren Frauen. Insgesamt gab es fast 600 Qualifizierungsverbände, knapp 9000 Kleinbetriebe haben die Qualifizierungsberatung in Anspruch genommen. Damit hat das AMS das größte betriebliche Erwachsenenbildungsprogramm in Österreich durchgezogen. Auch wenn die Mitnahmeeffekte vor allem in den ersten Jahren nicht unbeträchtlich waren, so hat die zunehmende Konzentration der Förderung bei der betrieblichen Weiterbildung insbesondere auf Frauen und ältere Beschäftigte, also auf Personengruppen, die unterproportional betrieblich geschult werden, zu deutlich positiven Effekten geführt.

FBB ist ein Kürzel, das Flexibilitätsberatung für Betriebe bedeutet und das mit ESF-Mitteln unterstützt wurde. Was kann man sich unter FBB vorstellen?

Kuncic: Der FBB in Österreich ist eine europaweite Recherche und ein transnationales Pilotprojekt vorangegangen. Die Frage war: Kann man in Betrieben intervenieren, bevor Arbeitslosigkeit entsteht? Das Ergebnis: Ja, da kann man was machen. Daraus entstand das AMS-Programm „Flexibilitätsberatung für Betriebe“.

Die Kunst besteht darin, dass man ein Angebot macht, das den Betrieben nützlich erscheint. Und das geeignet ist, Jobverluste zu verhindern.

Natter: Das ist nicht ganz trivial. Und so wurden mithilfe der FBB personalwirtschaftliche Handlungsfelder erweitert, um rasch auf den Strukturwandel zu reagieren und Beschäftigung sichern zu können.

Welchen Betrieben haben Sie FBB angeboten? Welche Unternehmen haben da mitgemacht?

Kuncic: FBB war ein Beratungsprogramm des AMS für Betriebe ab fünfzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Bietergemeinschaft ÖSB-Deloitte ist aus einer europaweiten öffentlichen Ausschreibung als Umsetzer der FBB hervorgegangen. Die FBB haben wir pro Jahr circa 500 Betrieben in persönlichen Gesprächen angeboten, die Hälfte hat dieses Angebot des AMS angenommen, größtenteils KMU aus allen Branchen.

Was hat die FBB den Betrieben gebracht? Können Sie mir konkrete Beispiele nennen?

Kuncic: Die Betriebe, die teilgenommen haben, konnten sicher ihre Anbindung an das AMS intensivieren und so die vielfältigen AMS-Förder- und Service-Angebote für sich besser nutzen. Das bringt nicht nur bares Fördergeld, sondern auch Entlastung und Innovation im Personalmanagement. Das Personal ist in einer hochentwickelten Ökonomie gleichsam wichtigster und sensibler Produktions- und Wettbewerbsfaktor, das AMS ist dabei größter „Lieferant“ und Partner der Unternehmen. In der FBB wurde mit den Betrieben, übrigens immer in Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat oder den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, an ganz konkreten Lösungen für eine aktuelle Fragestellung gearbeitet. Zum Beispiel bei der Erstellung einer Qualifikationsmatrix – wer kann was und wer soll was lernen –, auf deren Basis zukünftig Weiterbildung systematisch geplant und durchgeführt werden kann.

Natter: In der Wirtschaftskrise 2008 haben wir dann mit dem AMS die FBB+ entwickelt, die von den Betrieben sehr gut angenommen wurde. Ziel war es, einerseits kurzfristig personalwirtschaftlich reagieren zu können, andererseits Know-how

< Mitarbeiter des ÖSB-Teams

zu halten und Kündigungen großen Stils zu vermeiden. Dazu wurden arbeitsorganisatorische Vorkehrungen getroffen, Arbeitszeitarrangements im Betrieb neu geregelt und Möglichkeiten anderer AMS-Förderungen, insbesondere der Kurzarbeit oder der Bildungskarenz, genutzt.

Wie sehen Sie heute, nach zwanzig Jahren, die Auswirkungen bzw. Erfolge der ESF-Förderungen?

Natter: In der ersten Förderperiode gab es sehr viel Geld. In der Größenordnung von 25 Prozent des AMS-Budgets. Durch die nationale Kofinanzierung wurden dadurch fünfzig Prozent des Budgets für aktive Arbeitsmarktpolitik dem ESF unterworfen: inhaltlich, in Form mehrjähriger Programme und administrativ. Die Mittel sind aber bis 2013/14 drastisch gesunken; auf circa drei Prozent des AMS-Budgets.

Markantester Erfolg ist, dass durch den ESF die betriebsnahe Arbeitsmarktpolitik entwickelt und ausgebaut wurde. Und das nachhaltig. 2015 startete das AMS das ausschließlich aus nationalen Mitteln finanzierte Nachfolgeprodukt „Impulsprogramm für Betriebe“ mit einer adaptierten Qualifizierungsförderung für Beschäftigte, Impuls-Qualifizierungsverbänden und einer neuen Impulsberatung für Betriebe.

Weiters wurde die Arbeitsmarktförderung für Behinderte massiv ausgebaut und dem Gender-Mainstreaming in den Programmen und Institutionen der Arbeitsmarktpolitik zum Durchbruch verholfen.

Was mit Beginn des ESF in Österreich absolut neu war, seither aber stark zugenommen hat, war die Finanzierung von Arbeitsmarktprogrammen nicht mehr nur aus den Mitteln der Arbeitslosenversicherung, sondern auch aus Steuergeldern.

Was wäre in Österreich ohne Förderungen des Europäischen Sozialfonds alles nicht geschehen?

Kuncic: Qualifizierungs- und Flexibilitätsberatung sowie Qualifizierungsförderung hätte es so nicht gegeben. Außerdem ist dank des ESF die langfristige Planung von Projekten in den österreichischen Institutionen etabliert worden.

In Summe kann man sagen, dass durch den ESF Österreich moderner geworden ist.

Die Arbeitslosenzahlen steigen in Österreich ständig. Ist der ESF mit seinem Anliegen, die Schaffung von Arbeitsplätzen zu unterstützen, gescheitert?

Natter: Nein. Weil das nicht die Aufgabe des ESF war. Der ESF insgesamt und insbesondere die betrieblichen Beratungsprogramme stellen keine betriebliche Wirtschaftsförderung dar. Die Hauptaufgabe des ESF ist, Menschen dabei zu unterstützen, den Anforderungen der Arbeitswelt besser gerecht zu werden, und Unternehmen Anreize zu bieten, Arbeitslose zu beschäftigen und Beschäftigte länger zu behalten. Insgesamt also den sozialen Zusammenhalt zu fördern.

Arbeit und Alter. Die Arbeitslosigkeit in der Gruppe von Menschen, die älter als fünfzig Jahre sind, steigt ständig. Kann man was dagegen tun?

Kuncic: Ja. Qualifizierungsmaßnahmen. Man kann die Qualifikation und die Gesundheit der Menschen fördern. Und man kann in Betrieben der Diskriminierung von älteren Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern entgegenwirken und deren Integration unterstützen.

Natter: Vor allem muss ein rascher Wandel in den Betrieben stattfinden: Ohne altersgerechte Arbeitsplätze wird es nicht gelingen, die Menschen länger in Beschäftigung zu halten.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes Image. Wie könnte man das ändern?

Natter: Der ESF ist ein Tropfen auf den heißen Stein. Es bräuchte eine viel stärkere Wachstums- und Investitionspolitik. Und es bräuchte eine grenzüberschreitende europäische Solidarität. Stichwort: Sozial- und Transferunion.

Kuncic: Man muss da auch über Bürokratie reden. In Österreich neigen wir zu Verbürokratisierung und Überregulierung. Und schieben dann hausgemachte Probleme auf die EU. Dieses Kommunikationsmuster schadet dem Image der EU, die wir ja alle gemeinsam sind.

Was haben zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der EU den Menschen in Österreich gebracht?

Natter: Freizügigkeit, wirtschaftliche Entwicklung, geringe Arbeitslosigkeit. Die EU-Mitgliedschaft brachte aber auch Identitätsprobleme. Die Frage, wer wir sind: Europäer? Österreicher? Wiener? Vorarlberger? Und Störungen im demokratischen Gefüge: Wie demokratisch ist die EU? Wo können wir mitwirken?

Kuncic: Österreich ist auf alle Fälle offener geworden. Und ist heute an die Welt angebunden. Auch wenn wir momentan scheinbar eine starke Rückbesinnung auf nationale Identität und traditionelle Werte erleben, glaube ich, dass die Errungenschaften einer moderneren Gesellschaft nicht rückgängig gemacht werden können.

Drei Dinge, die Sie persönlich älteren Arbeitnehmerinnen bzw. Arbeitnehmern raten würden?

Kuncic: Grundsätzlich gilt: Nur alt werden ist zu wenig! Mein Rat:

Erstens: Man muss dauernd schauen, dass man was dazulernt.

Zweitens: Flexibel und beweglich bleiben!

Natter: Drittens: Auf die eigenen Möglichkeiten und Grenzen achten. Man muss auch selbst überlegen und einfordern, wie man im Alter tätig ist und sein will.

»ES WÄRE
WÜNSCHENSWERT,
DASS ALLE AM ARBEITS-
MARKT PLATZ FINDEN«

BARBARA WEWERKA, PETRA WELLEMSSEN



UND MANCHMAL FINDET MAN EINEN „SCHATZ“...

SIE GRABEN IN DER VERGANGENHEIT UND FINDEN WEGE IN DIE ZUKUNFT: ASINOE, DIE ARCHÄOLOGISCH-SOZIALE INITIATIVE NIEDERÖSTERREICH, BIETET ARBEITSSUCHENDEN EIN FESTES DIENSTVERHÄLTNIS MITSAMT SOZIALARBEITERISCHER BETREUUNG.

Im Gespräch mit der Geschäftsführerin Dr. Barbara Wewerka und Dipl.-Soz.päd. (FH) Petra Wellemsen, Bereichsleiterin Sozialarbeit

Kludia Blasl: Archäologische Ausgrabungen, sozialarbeiterische Maßnahmen und Erster Arbeitsmarkt? Wie funktioniert das?

Barbara Wewerka: Also begonnen hat alles Ende der Achtzigerjahre mit einem Pilotprojekt namens „Maulwurf“, initiiert von einem engagierten Sozialarbeiter (der mittlerweile Vorstandsmitglied ist), der ein Faible für Archäologie hat. Die diesem Projekt zugrunde liegende Idee war, Langzeitarbeitslosen durch ein geregeltes Dienstverhältnis sowie nachhaltige Unterstützung bei persönlichen Problemen – vom Arztbesuch bis zur Schuldnerberatung – zum Abbau ihrer Vermittlungshemmnisse zu verhelfen, damit diese auf dem regulären Ersten Arbeitsmarkt dauerhaft Fuß fassen können. Dieser Ansatz war so erfolgreich, dass 1991 die ASINOE gegründet worden ist, und zwar gleich mit vierzig Transitarbeitsplätzen. Dazu kommen und kamen Sozialarbeiter, Archäologen für die Ausgrabungsleitung, eine eigene Werkstatt, Grafiker, Restauratoren sowie Administrativpersonal. Im Laufe

der Jahre – wir feiern 2016 ja bereits unser 25-jähriges Jubiläum – haben wir mittlerweile an die 2000 Langzeitbeschäftigungslose betreut, durchschnittlich 76 KlientInnen pro Jahr. Besonders das Zusammenwirken von wissenschaftlicher Tätigkeit, körperlichen Anstrengungen und sozialarbeiterischen Maßnahmen verhilft den meisten TeilnehmerInnen zu einer ersten bzw. neuen Stabilität im Leben.

Wie läuft das Ganze nun in der Praxis ab? Vielleicht ein paar konkrete Beispiele.

Wewerka: Also uns werden langzeitarbeitslose Menschen vermittelt, die wir anstellen und als archäologische Hilfskräfte bei Grabungen einsetzen. Diese Menschen leisten eine sehr wertvolle Arbeit, was wir ihnen auch vermitteln. Zudem erfahren die „Neulinge“ alles über den grabungstechnischen Ablauf, das Putzen des Dokumentationsniveaus, die Bedeutsamkeit diverser Fundstücke sowie über die Werkstättenarbeiten wie Restauration, Archivation etc. Manchmal kommen sogar Ausstellungen zustande. Und die Menschen schätzen ihre Tätigkeit auch selbst so hoch ein, dass sie immer wieder Verwandte oder Familienmitglieder

„vor Ort“ einladen, um ihnen stolz ihren Outdoor-Arbeitsplatz präsentieren zu können.

Wobei ein weiterer Vorteil dieser Freilufttätigkeit darin besteht, recht schnell abklären zu können, für welche Tätigkeit sich der bzw. die Arbeitslose generell eignet. Wie versiert ist er/sie im Umgang mit der EDV, einem unverzichtbaren Teil archäologischen Arbeitens, schafft er/sie es, acht Stunden täglich draußen im Gelände zu stehen, ist er/sie fähig, Zusammenhänge zu erkennen, oder führt er/sie nur mehr oder weniger automatisch Befehle aus. Zudem können Teamfähigkeit, Konfliktfähigkeit, Kritikfähigkeit, Führungsqualitäten und ähnliche Soft Skills genauso gut erkannt werden wie fein- und grobmotorische Begabungen.

Petra Wellemsen: Generell haben wir eine ausschließlich gemischte Zielgruppe, was Alter, Geschlecht sowie Nationalität betrifft. Ich möchte als konkretes Beispiel nun aber eine junge, knapp zwanzigjährige Frau aus dem Weinviertel nehmen, um unsere Tätigkeiten in deren Gesamtheit zu illustrieren.

Besagte Frau wohnte noch bei ihren Eltern, brachte ihre Zeit auf der Couch zu und war stark übergewichtig. Zudem hatte sie sehr schlechte Zähne, allerdings eine abgeschlossene Berufsausbildung als Einzelhandelskauffrau. Nur zu einer ersten Arbeit hatte sie es nie gebracht. Auf der Ausgrabungsstätte bei uns hat die junge Frau sich dann aber nahezu auf Anhieb wohlfühlt. Ein fixes Dienstverhältnis, feste Arbeitszeiten und umfassende Hilfe durch unsere SozialarbeiterInnen stabilisieren diese Menschen recht gut. Die junge Frau, nennen wir sie der Einfachheit halber Anna, hat ihren neuen Job bei uns als archäologische Ausgrabungshelferin nicht nur zwölf Monate lang behalten können, sie hat durch die körperliche Arbeit

auch nahezu automatisch abgenommen. Zudem haben wir Anna, die einst schlimme Erfahrungen mit Zahnärzten gemacht hatte, zu einer Zahnbehandlung unter Vollnarkose nicht nur überreden können, sondern sie auch zu diesem Eingriff begleitet. Nach den zwölf Monaten war Anna zu einer hübschen, energiegeladenen Frau geworden, die von daheim auszog und eine eigene Wohnung fand; leider haben die meisten Menschen, die zu uns kommen, derart viele Probleme, zu deren Lösung bereits im Vorfeld so viel getan werden muss, bevor diese reif für den regulären Arbeitsmarkt sind, dass die Zeit stets viel zu kurz dafür ist. Bis vor einem Jahr hatten die meisten unserer Integrationsmaßnahmen ja noch zwölf Monate gedauert, jetzt sind leider nur noch sechs Monate möglich.

Welches sind die größten Herausforderungen, vor denen die ASINOE durch ihre komplexen Tätigkeiten steht?

Wellemsen: Wir haben auch viele Scheidungsmänner in unseren Maßnahmen, die nach der Scheidung alles verloren haben. Sie erhalten durch Einkommen und festen Dienstvertrag wieder Halt und neue Sicherheit im Leben, sind aber oft auch noch obdachlos oder wohnen beim Schwager oder Onkel. Also muss eine Wohnung gefunden und daneben meist die Schuldenregulierung in Angriff genommen werden. Das ist bei nahezu sechzig bis siebzig Prozent all unserer Klienten nötig und dauert wenigstens ein Jahr, also von der Beratung zum Privatkonkurs vergeht viel Zeit, welche uns in den mittlerweile sechsmonatigen Maßnahmen leider fehlt. Ohne diese geregelt zu haben, ist es aber nahezu unmöglich, sich am ersten Arbeitsmarkt zu behaupten.

Eine weitere Herausforderung besteht in der Tatsache, dass auch wir wirtschaftsnah arbeiten müssen – wir betreiben ja keine geschütz-



ten Werkstätten -, also auch Aufträge brauchen, um zu überleben, uns also dem Wettkampf der freien Wirtschaft stellen müssen. Damit verbunden ist für die AusgrabungshelferInnen oftmals echter Termindruck, wobei die TransitarbeiterInnen wirkliche Loyalität zu uns beweisen und versuchen, den zeitlichen Vorgaben zu entsprechen und rechtzeitig fertig zu werden. Dafür beweisen wir große Flexibilität, was deren „außerberuflichen“ Bedürfnisse betrifft, ermöglichen ihnen Deutschkurse, Arztbesuche und Ähnliches mehr, das für einen geregelten Lebensalltag notwendig ist, durchaus auch während der Arbeitszeit. Wir sind ja mit allen entsprechenden Stellen wie Männerberatung, Frauenberatung, TherapeutInnen, AssistentInnen, Sprachinstituten oder Schuldnerberatungsstellen eng vernetzt.

ASINOE und der Europäische Sozialfonds?

Wellemsen: Durch die zumindest während einiger Jahre hindurch erhaltene Förderung des ESF konnte die Arbeitslosigkeit unzähliger Menschen beseitigt und der Wiedereinstieg in den ersten Arbeitsmarkt ermöglicht werden. Gerade in Zeiten steigender Arbeitslosenzahlen ist der Bedarf sehr hoch, das Förderinstrument ESF im Sinne des Förderzieles „Steigerung der Erwerbsbeteiligung“ wieder intensiver zu nutzen. Den politischen Entscheidungsträgern der einzelnen Staaten sind finanzielle Grenzen gesetzt. Es wäre wünschenswert, dass durch eine europaweite Organisation wie den ESF und seine finanziellen Mittel Qualifizierungsmaßnahmen wie die ASINOE die größtmögliche Unterstützung gewährt wird, um eine zwingend notwendige längere Begleitung von

arbeitsuchenden Menschen zu gewährleisten und damit den Wiedereinstieg ins Berufsleben nachhaltig zu gestalten.

Ihre Wünsche an die Zukunft, Europa und den Arbeitsmarkt?

Wellemsen: Was wir wirklich brauchen würden, wäre eine bessere Nachhaltigkeit unserer Eingliederungsmaßnahmen. Sechs Monate sind einfach zu kurz, um Menschen mit großen, langjährigen Problemen fit für den Arbeitsmarkt zu machen, zwölf wären das Minimum, 18 Monate noch effizienter. Zudem brauchen wir in Österreich einen dritten Arbeitsmarkt, denn wir haben viele Klienten, die zu instabil sind, um auf dem ersten Arbeitsmarkt erfolgreich zu sein, andererseits sind sie aber auch nicht so schwach, um in geschützte Werkstätte zu passen. Generell würde ich sagen, der Arbeitsmarkt bewegt sich viel zu schnell, viele Menschen fallen durch, die Randgruppe 50+ tut sich zunehmend schwerer, die Jugend findet auch keinen Job, nur das mittlere Segment wird ausgebeutet. Es wäre wünschenswert, dass alle wieder Platz finden. Und es wäre wünschenswert, dass sich mehr Unternehmen finden würden, die diesen Menschen eine Chance geben.

Wewerka: Was Europa betrifft, habe ich gewisse Bedenken, dass alles, was sich in einem geografisch definierten Raum befindet, nivelliert, also eingeebnet wird und denselben Standards entsprechen muss. Es muss aber die unterschiedliche Vergangenheit und Kultur genauso berücksichtigt werden wie die individuelle Persönlichkeit eines Menschen. Künstlich gezogene Grenzen, die lediglich territoriale Zugehörigkeiten berücksichtigen, haben schon von jeher zu Ausgrenzungen und Völkerbewegungen geführt. Neue Modelle der Zusammengehörigkeit sind gefragt.

< Barbara Wewerka (o.) und Petra Wellemsen (u.) kümmern sich um Vergangenheit und Zukunft

MIT DEM „ZIAGERL“ IN DIE ZUKUNFT

EIN LOKAL AUGENSCHIEIN AUF EINER ARCHÄOLOGISCHEN AUSGRABUNGSSTÄTTE

Auf den ersten Blick sieht alles ganz „normal“ aus, so wie Baustelle eben üblicherweise aussehen. Es stehen ein paar bunte Container herum, ein wenig abseits parkt ein Bagger und stellenweise ist das Erdreich mit Planen abgedeckt. Auch die Anwesenheit von Menschen, die kleine Gruppen bilden, passt augenscheinlich ins Bild. Erst auf den zweiten Blick beginnt man sich zu fragen, warum fast alle so intensiv zu Boden blicken, warum einige von ihnen ständig auf die Knie fallen und wofür die kleinen Eimerchen wohl gut sind? Das hier ist ja eindeutig kein Sandspielplatz, sondern ein Bauvorhaben. Sinn macht die ganze Szenerie erst, wenn man weiß, dass die ASINOE hier am Werk ist. Unter kundiger Anleitung einer Archäologin wird der Boden hier auf erhaltenswerte und -würdige Fundstücke untersucht. Diese werden sorgfältig aus dem Erdreich geborgen und gesondert aufbewahrt, um später in der Werkstatt gereinigt, sortiert, grafisch dokumentiert und archiviert zu werden. Die rundlichen, dunklen Stellen auf der plattgewalzten Erde sind demnach auch keine minimalistischen Kornkreise Außerirdischer, sondern Zeugnisse der akribischen Aktivitäten von Langzeitarbeitslosen. Frisch aufgedeckte Flächen werden dabei nach allen Regeln der archäologischen Kunst abgezogen und alles, was von kulturellem Wert sein könnte, kommt in einen eigenen Eimer. Was vermutlich recht schwierig ist, denn für den Laien sieht das Erdreich auffallend unauffällig aus. Aber die transitären Ausgrabungsgehilfen sehen das offenbar – und im wahrsten Sinn des Wortes – anders. „Das ist gar nicht so schwer“, meint einer von ihnen und

legt vorsichtig etwas in seinen Eimer, bei dem es sich um einen antiken Kinderknochen ebenso handeln könnte wie um ein neuzeitliches Hühnerbein, „da bekommt man mit der Zeit den richtigen Blick dafür“. Was wirklich auffallend ist, ist die Begeisterung, mit der die – jungen wie alten – Leute hier an der Arbeit sind. Obwohl es bestimmt nicht sonderlich bequem ist, über den Boden zu robben und mit dem „Ziagerl“ die plattgewalzte Baggerfläche zu frisieren. Dennoch wirken alle ungemein engagiert und scheinen stellenweise sogar dem sportlichen Wettkampffieber verfallen. Kompetenzüberschreitungen, indem man seinen KollegInnen über das Arbeitsfeld latscht, werden umgehend mit lautstarken Verwarnungen geahndet. „Bist du blind? Nicht reinsteigen, da hab ich grad geputzt.“ Ansonsten aber sieht man wirklich, dass Teamwork hier gelernt und gelebt wird. Und die Freude sieht man auch. An den strahlenden Augen und der Eigeninitiative. Wie etwa bei Rudi*, dem gelernten Maurer, der aus Altersgründen keine Stellung mehr fand und nicht nur mit Kelle und Schaufel arbeitet, sondern gleich sein eigenes, extra für diese Beschäftigung adaptiertes Werkzeug mitgebracht hat. Und Werner* hat einen speziellen Staubsaugeraufsatz konstruiert, um dem Industriesauger mehr Leistungsfähigkeit zu verleihen.

Auch Dani*, die gerade mit Rillentafel und Steckbuchstaben eine Fundstelle dokumentiert, ist mit vollem Einsatz bei der Sache. „Ich versuche eh immer, elfengleich über den Boden zu hüpfen, damit ich so wenig wie möglich anrichte“, lacht sie und notiert kryptische Kürzel wie SE 621-622-647. Eingeweihte wissen, dabei handelt es sich um die stratigrafische Einheit. „Es gibt Dinge, die erlebt man nur einmal im Leben“, erzählt sie von ihrer



Auf der Suche nach Schätzen der Vergangenheit wird der Weg in die eigene Zukunft geebnet

Arbeitserfahrung hier, „etwa wenn du einen mittelalterlichen Brunnen findest oder ein Gefäß aus der Bronzezeit. Das ist so schön, das ist wie im Traum.“ Ähnliches berichten auch die „Damen vom Innendienst“, die zuvor selbst auf den archäologischen Feldern gegraben haben. Maria*, Conny* und Beate* legen in der Werkstatt Hand an diese wertvollen Zeugnisse der Vergangenheit. Beate ist heute Vorarbeiterin und hätte bestimmt das Zeug, Karriere unter den chinesischen Schriftmalern zu machen. Präzise versieht sie die einzelnen Stücke mit millimetergroßen Zahlen und Zeichen,

damit ja nichts durcheinanderkommt. Einmal hat sie ein Skelett gefunden, „da überkommt einen schon eine sehr große Ehrfurcht“, bekennt sie.

Und auch sie kann den Leitgedanken des archäologischen Vereins nur bestätigen. „Wir forschen in der Vergangenheit und gleichzeitig planen wir unsere Zukunft. Und mit beidem kann man lernen, richtig umzugehen.“

* Die Namen der TeilnehmerInnen wurden von der Redaktion geändert.

A photograph of a person's shadow cast on a paved surface, symbolizing achievement or progress. The shadow is long and dark, stretching across the light-colored, rectangular paving stones. The person's head is visible in the upper right, and their legs and torso extend towards the lower left. The lighting is bright, creating a sharp, dark shadow.

»UNSER ZIEL IST EINE
WIN-WIN-SITUATION
FÜR FRAUEN UND
UNTERNEHMEN«

MANUELA VOLLMANN

FRAUEN KÖNNTEN SCHWANGER WERDEN ...

DAS ABZ* AUSTRIA IST NICHT NUR DAS GRÖSSTE FRAUENUNTERNEHMEN ÖSTERREICHS, ES ENTWICKELT ZUDEM WERTORIENTIERTE WIE INNOVATIVE LÖSUNGEN FÜR DIE GLEICHSTELLUNG VON FRAUEN UND MÄNNERN AM ARBEITSMARKT.

Im Gespräch mit Mag.a Manuela Vollmann, Geschäftsführung abz* austria und Vorsitzende des Bundesdachverbandes für Soziale Unternehmen

Nun ja, hiermit haben wir begonnen, 1989 waren wir noch zu viert, heute arbeiten wir mit etwa 8000 Frauen und in circa vierzig Projekten jährlich. Aber begonnen haben wir mit einem einzigen Projekt für Wiedereinsteigerinnen in die Berufswelt, wobei für uns als Erwachsenenbildungsinstitution neben der Praxis von Anfang an auch der Theorieerwerb, also Weiterbildung bzw. Qualifikation, sehr wichtig war. Die Frauen wurden von uns angestellt, ausgebildet und beschäftigt. Unser Ziel lag aber nicht nur in der Verbesserung der Lebensqualität von Frauen, sondern auch in einer Win-win-Situation für Frauen und Unternehmen.

Klaudia Blasl: Ein paar Worte zu abz austria?*

Manuela Vollmann: Also begonnen hat unsere mittlerweile fast 25-jährige Geschichte am Schöpferwerk.

1989 waren dort aufgrund steigender Kosten viele Familien von der Delogierung bedroht, weil ein einziges Haushaltseinkommen nicht mehr zur Deckung der anfallenden Zahlungen reichte. Einzige Abhilfe bestand aus einem zweiten Einkommen, also mussten auch die Frauen eine Arbeit finden. Danach wurden Studien erstellt, in welchen Bereichen Frauen „wirtschaftlich“ und „unternehmerisch“ gebraucht werden könnten, wie etwa in traditionellen buchhalterischen Belangen, aber es ging nicht ausschließlich um den Bedarf bzw. die Bedürfnisse auf Frauenseite, sondern um das Zusammenbringen von Unternehmen und Frauen.

Wir haben uns auf den Bereich Gleichstellung von Frauen und Männern in der Wirtschaft spezialisiert, indem wir versuchen, auf dem Arbeitsmarkt für Chancengleichheit zu sorgen sowie oftmals sehr innovative, wertorientierte Lösungen dafür zu entwickeln.

Was wäre Österreich ohne Europa?

Vollmann: Also für abz* austria kann ich ganz konkret sagen, wären wir nicht Mitglied in der EU geworden und würde es keinen ESF geben, könn-

< Manuela Vollmann,
Geschäftsführung abz* austria

ten wir in dieser Form nicht mehr existieren. Zudem sind die europaweiten Projektkooperationen und die Zusammenarbeit über die eigenen Grenzen hinaus unverzichtbar für nachhaltige und umfassende Arbeiten. Ich persönlich stehe als Vorsitzende des bdv zudem schon lange in einer sehr engen Beziehung zum Sozialfonds, da der bdv ja die erste Interessenvertretung von NGOs und Non-Profit-Unternehmen ist, die im Begleitausschuss des ESF mit Stimmrecht einen Sitz haben. Und wir haben wirklich sehr für dieses Stimmrecht gekämpft und konnten seit damals auch viel bewegen im Bereich Bildung, Arbeitsmarktpolitik etc. Europaweit ist diese Art von Mitbestimmung ja bis heute keinesfalls selbstverständlich, insofern steht Österreich also durchaus fortschrittlich da.

Was Frauen wünschen?

Vollmann: Natürlich hat sich auf dem Arbeitsmarkt seit damals vieles geändert. Anfang der Neunzigerjahre hatten Frauen vor allem Probleme mit der massiv einsetzenden Computerisierung, also waren IT-Kenntnisse gefragt. 1996 konnten wir mit Hilfe des ESF erstmals auch ein Projekt für Frauen und Technologie „come to technologie“ anbieten, wobei die Teilnehmerinnen nicht nur einfache Userinnen waren, sondern auch selbst programmieren lernen konnten. Generell ist es ja so, dass wir durch unseren direkten und massiven Kontakt zu mehreren Tausend Frauen pro Jahr bei der Erfassung von aktuellen wie zukünftigen Bedarfen ja meist einen Schritt voraus sind und stets die Zeichen der Zeit erkennen, nicht nur am österreichischen, sondern am europäischen Markt; dank der Unterstützung durch den ESF sind wir also oftmals in der Lage, Projekte bzw. Maßnahmen für UnternehmerInnen sowie zukünftige

Mitarbeiterinnen bereits zu einem Zeitpunkt zu entwickeln, wo diese in Österreich gerade erst angedacht werden.

Vereinbarkeit von Frauen und Beruf? Wo liegen die Herausforderungen?

Vollmann: Es bedarf anderer Meetingkulturen, Homeoffice-Möglichkeiten und Jobsharing-Modelle (für Frauen und Männer). abz* austria bemüht sich neben der Sensibilisierung auf Unternehmerseite auch um eine nachhaltige Adaptierung dieser Strukturen. Zudem sind neue Arbeitszeit- und Arbeitsorganisationsmodelle gefragt.

Staatspreise, Innovationspreise, Qualitätsoffensiven?

Vollmann: Wir haben eine langjährige, größtenteils sehr gute Beziehung zum ESF, weil wir durch ihn im Bereich Gleichstellung von Frauen und Männern arbeitsmarktpolitisch sehr viel weiter gekommen sind als ohne dessen Unterstützung, wobei der Sozialfonds nicht nur finanziell im Bereich Entwicklung und Innovation geholfen hat, sondern auch inhaltlich. Wir haben die Möglichkeit bekommen, in österreichweiten Netzwerken zu arbeiten, unsere Angebote zu flexibilisieren (z. B. Bildungsberatung über Online-Plattformen) und unser Know-how für die Zielgruppe der bildungsbenachteiligten Frauen zu erweitern. Und es wurde stets großer Wert auf die Qualität der Maßnahmen gelegt, was uns wiederum sehr gelegen kam, da auch wir sehr aktiv im Bereich Erwachsenenbildung sind und unseren qualitätsvollen Bildungsauftrag sehr ernst nehmen. Nicht umsonst konnten wir zwei sehr renommierte Weiterbildungspreise gewinnen, den ESF-Innovationspreis für das gamebasierte Lernprogramm „Zukunfts-

wege – spielend zum Ziel“, das sich speziell an junge Frauen richtet, die aus dem Bildungssystem herausgefallen sind und dadurch zur Entwicklung ihrer IKT-Kompetenzen motiviert werden, sowie den österreichischen Staatspreis für Erwachsenenbildung.

Akademikerin und alleinerziehende Mutter auf dem Arbeitsmarkt?

Vollmann: Nach der Karenz zurück in den Job – das ist besonders für Alleinerziehende schwer. Oft können sie nur Teilzeit arbeiten, was nach wie vor mit finanziellen Einbußen sowie geringeren Karrierechancen einhergeht.

DER ARBEITSMARKT HAT VIELE GESICHTER

OLIVIA LEFFORD, AKADEMIKERIN,
ARBEITSLOS UND ALLEINERZIEHEND

Olivia ist gerade einmal knappe dreißig, weiß aber über die vielen – und nicht immer sehr wohlwollenden – Gesichter des Arbeitsmarktes bereits Bescheid wie ein „alter Hase“. Die energiegeladene junge Frau hat Theater-, Film- und Medienwissenschaft studiert, eine heute fünfeinhalbjährige Tochter und einiges an beruflicher Erfahrung aufzuweisen. Bereits während ihres Studiums hatte sie eine Teilzeit beim ORF im Nachtdienst, genau genommen beim „Nachtjournal“, eine Arbeit, die nicht nur spannend war, sondern ihr auch ein angenehmes kollegiales Umfeld geboten hat. Damit nicht genug, nahm Olivia noch während des Studiums und bereits mit einem kleinen Kind zu Hause eine reguläre Vollzeitbeschäfti-

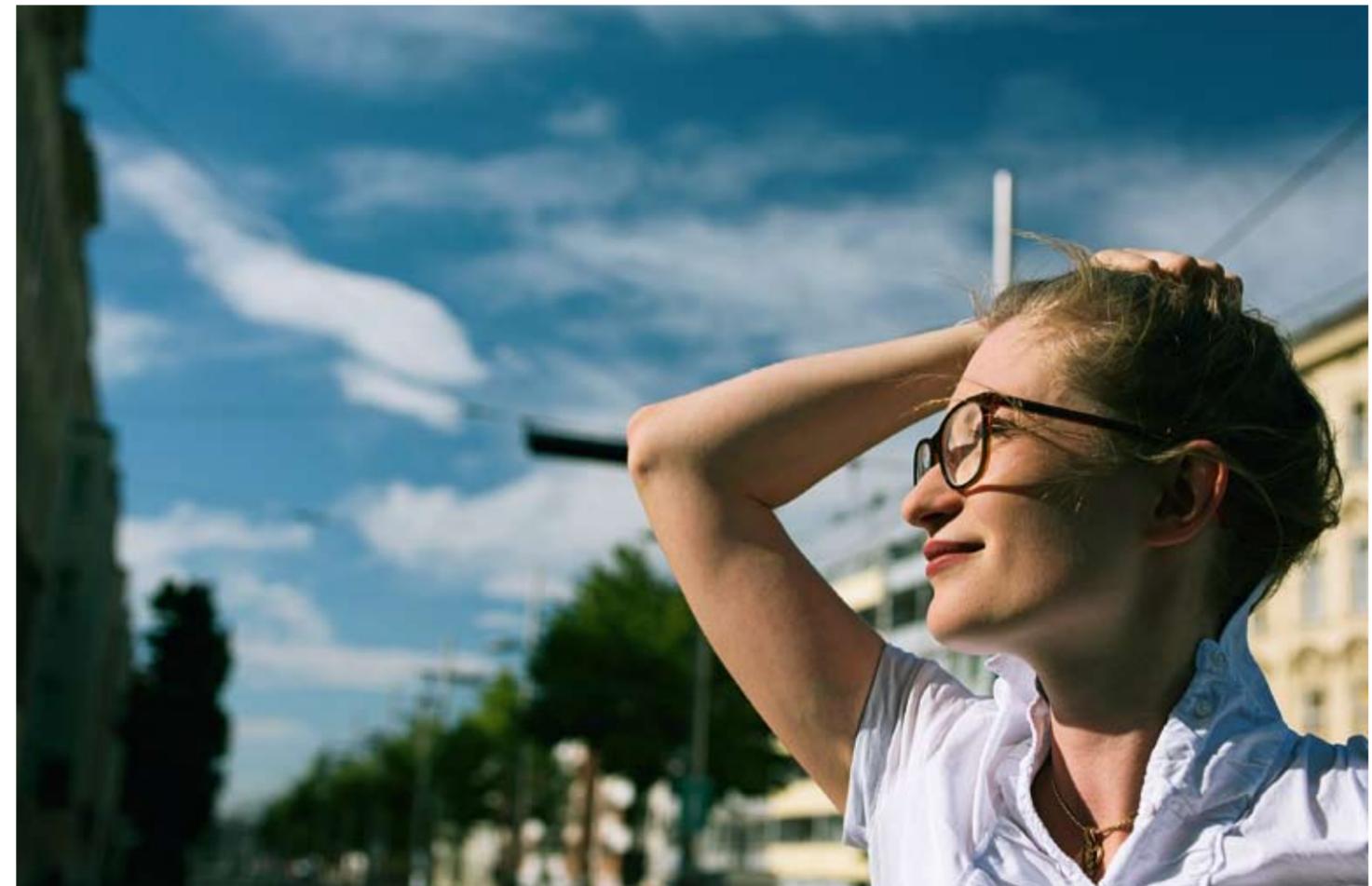
gung bei einer Filmproduktionsfirma an. „Das war eine tolle Arbeit“, meint sie rückblickend, „ich war im Bereich Storytelling beschäftigt, es hätte gute Aufstiegschancen gegeben, aber leider ist die Firma dann zurück nach Deutschland gegangen.“ Und „auf einmal bin ich dagestanden, mit abgeschlossenem Studium, einem kleinen Kind zu Hause und ich war arbeitslos“. Zum ersten Mal in ihrem Leben kam die alleinerziehende Mutter in Kontakt mit der Welt der Arbeitslosigkeit, wenngleich anfänglich nur für vier Monate. Dann tat sich bereits ein vermeintlich neuer guter Job auf. Die Medienwissenschaftlerin wurde Chefin vom Dienst eines Medienunternehmens, aber nach drei Monaten trat sie, gleich einigen vor ihr, die Flucht in die erneute Arbeitslosigkeit an. Die Arbeitsbedingungen waren schlichtweg katastrophal, Absprachen wurden nicht eingehalten und die „normalen“ Arbeitszeiten konnten schon mal von halb zehn Uhr morgens bis vier Uhr nachts dauern, eine nicht nur für alleinerziehende Mütter unerträgliche Belastung. „Dann habe ich, anfänglich noch frohgemut und guter Dinge, an die achtzig, neunzig Bewerbungen geschrieben“, erzählt Olivia nachdenklich, „und ausnahmslos Absagen erhalten. Da habe ich angefangen, mich zu fragen, ob es daran liegt, dass ich eine Frau bin, in einem gewissen Alter und zudem ein Kind habe.“ Das mit dem „alleinerziehend“ hatte sie sich gar nicht mehr zu erwähnen getraut.

Letztendlich kam sie im Zuge des Projekts Bildungsberatung Wien zu abz* austria, wo sie dank intensiver Beratung ihr Spektrum hinsichtlich der Berufswahl erweitern konnte und schon bald fündig wurde. In einigen Monaten wird sie als Passenger Service Agent bei einer Fluglinie ihre berufliche Laufbahn starten und es erwarten sie u. a. gute Aufstiegschancen und familienfreund-

liche Dienstzeiten. „Und dann möchte ich mich Schritt für Schritt nach oben arbeiten“, erklärt sie engagiert, „denn nun habe ich gute Zukunftsperspektiven, die ich gerade in meiner Situation dringend brauche.“ Auch als Frau möchte man nicht lebenslang auf derselben Stufe der Karriereleiter stehen und eine passende Work-Life-Balance finden. Aber die Dinge gestalten sich gerade für Frauen nicht immer ganz einfach. „Eine Frau mit Familie ist heute in einer Firma wenig wert“, stellt Lefford fest, „die Chefs stellen Frauen nicht so gerne an, weil die ja schwanger werden könnten, und wenn man zuvor schon schwanger geworden ist – und danach allein erzieht –, dann ist man schon gar nicht gefragt.“ Probleme, mit denen sich Männer nicht herumschlagen müssen. Und denen Frauen eigentlich schon längst nicht mehr begegnen sollten, im 21. Jahrhundert. Aber Gesellschaft und Arbeitsmarkt ändern sich nur langsam, zögerlich und oftmals widerstrebend.

„Alleinerziehend, arbeitslos und dreißig zu sein ist keine gute Ausgangsposition in der heutigen Gesellschaft“, bringt sie die Lage von sich und ihresgleichen auf den Punkt. Noch gibt es einfach zu viele Probleme, etwa bei der Kinderbetreuung. Menschen mit Schichtdiensten, Krankenhauspersonal, aber auch JournalistInnen oder Filmschaffende bräuchten mehr Flexibilität bei den Betreuungszeiten, nicht alle hätten Großmütter oder ausreichend finanzielle Mittel. Aber selbst wenn auch Olivia zwischendurch vermehrt schwarzgesehen hat, letztlich hat sie doch immer wieder weitergekämpft, für ihre Zukunft und die ihres Kindes. „Ich möchte meiner Kleinen später mal sagen können, dass ich es aus eigenen Mitteln und aus eigener Kraft geschafft habe.“ Ein Wunsch, der hoffentlich schon bald in Erfüllung geht.

Olivia Lefford, Akademikerin >





»ES GEHT UM DIE
SOZIALE EINGLIEDERUNG
VON MENSCHEN MIT
BEHINDERUNG«

FRANZ WOLFMAYR

MENSCHEN BRAUCHEN EINE GESCHICHTE, KEINE BEHINDERTENKARRIERE ...

MEHR ALS 3000 MENSCHEN MIT BEHINDERUNG, EINST BEVORZUGT IN SONDERSCHULEN ODER GESCHÜTZTE WERKSTÄTTEN VERBANNT, HAT CHANCE B ALLEINE IN DEN LETZTEN 15 JAHREN ZU EINER „NORMALEN“ ARBEITSSTELLE VERHOLFEN.

Im Gespräch mit Franz Wolfmayr, Mitbegründer und langjähriger Geschäftsführer von Chance B sowie Präsident des europäischen Dachverbandes für Behindertenhilfe

Kludia Blasl: Seit 1989 Jahren setzt sich Chance B für Menschen mit besonderen Bedürfnissen ein, 1991 wurde der österreichweit erste Arbeitsassistent sogar durch einen Kredit finanziert, wie sieht die Lage – menschlich wie finanziell – heute aus?

Franz Wolfmayr: Chance B unterstützt Personen, die besondere Unterstützung benötigen, in allen Lebensbereichen sowie in jedem Lebensalter. Es geht um soziale Eingliederung von Menschen mit Behinderung, wobei Kommunikation sowie fachliche und soziale Kompetenzen der MitarbeiterInnen gefördert werden. Zudem müssen ArbeitgeberInnen und KollegInnen sensibilisiert werden, was besonders für Menschen mit Lernbehinderung unverzichtbar ist. Da die Sozialgesetzgebung subsidiär in staatlicher Kompetenz liegt, ist die Europäische Union allerdings nicht für alle diese

Bereiche zuständig. Der ESF hilft im Wesentlichen im Bereich Arbeit und Beschäftigung, wodurch es möglich geworden ist, Arbeitsassistenten und andere Leistungen der beruflichen Integration mittlerweile flächendeckend im Angebot zu haben. Das war vor dem Beitritt Österreichs zur EU nicht denkbar.

Was wir heute jedoch benötigen würden, wäre eine verstärkte Initiative der EU und Österreichs, was Menschen mit Behinderungen angeht, denn diese sind österreichweit doppelt so oft von Arbeitslosigkeit betroffen wie jene ohne Behinderungen. Bedrückend daran ist, dass die Arbeitslosenzahlen unter dieser Zielgruppe mit mehr als dreißig Prozent pro Jahr exorbitant zunehmen. Noch bedrückender ist alleine, dass Österreich angesichts dieser Lage offensichtlich aufgegeben hat: die Maßnahmen werden „gedeckt“, gekürzt oder überhaupt gestrichen, dabei benötigen wir eine bedarfsorientierte Verstärkung wirkungsvoller Maßnahmen zur beruflichen Integration.

Was hat der ESF bewirkt, was soll er noch bewirken?

Wolfmayr: Ende der Achtzigerjahre war es undenkbar, dass Menschen mit Behinderung arbeiten, es gab alleine geschützte Werkstätten und Beschäftigungstherapie. Chance B hat die erste Arbeitsassistenten noch mit einem Kredit aufgebaut und keine Firma gefunden, die Behinderte hätte aufnehmen wollen.

Erst 1995 war dank dem ESF eine Regelfinanzierung möglich, was für uns einem Wunder gleichkam, denn auch Menschen mit Behinderung können und wollen arbeiten, aber sie brauchen Unterstützung. Dank dem ESF konnten viele Maßnahmen entwickelt werden, die heute zum Standard zählen, wie Arbeitsassistenten, Jobcoaching, Jugendcoaching, Clearing etc.

Wünschenswert wäre nun, dass für soziale Dienstleistungen genauso wie für Technologieentwicklung in der EU weiterhin Innovationsbudgets zur Entwicklung neuer Dienstleistungen zur Verfügung gestellt werden. Es ist ja so, dass neue Dienstleistungen in Österreich immer von sozialwirtschaftlichen UnternehmerInnen entwickelt wurden, doch die brauchen dazu auch entsprechende Rahmenbedingungen.

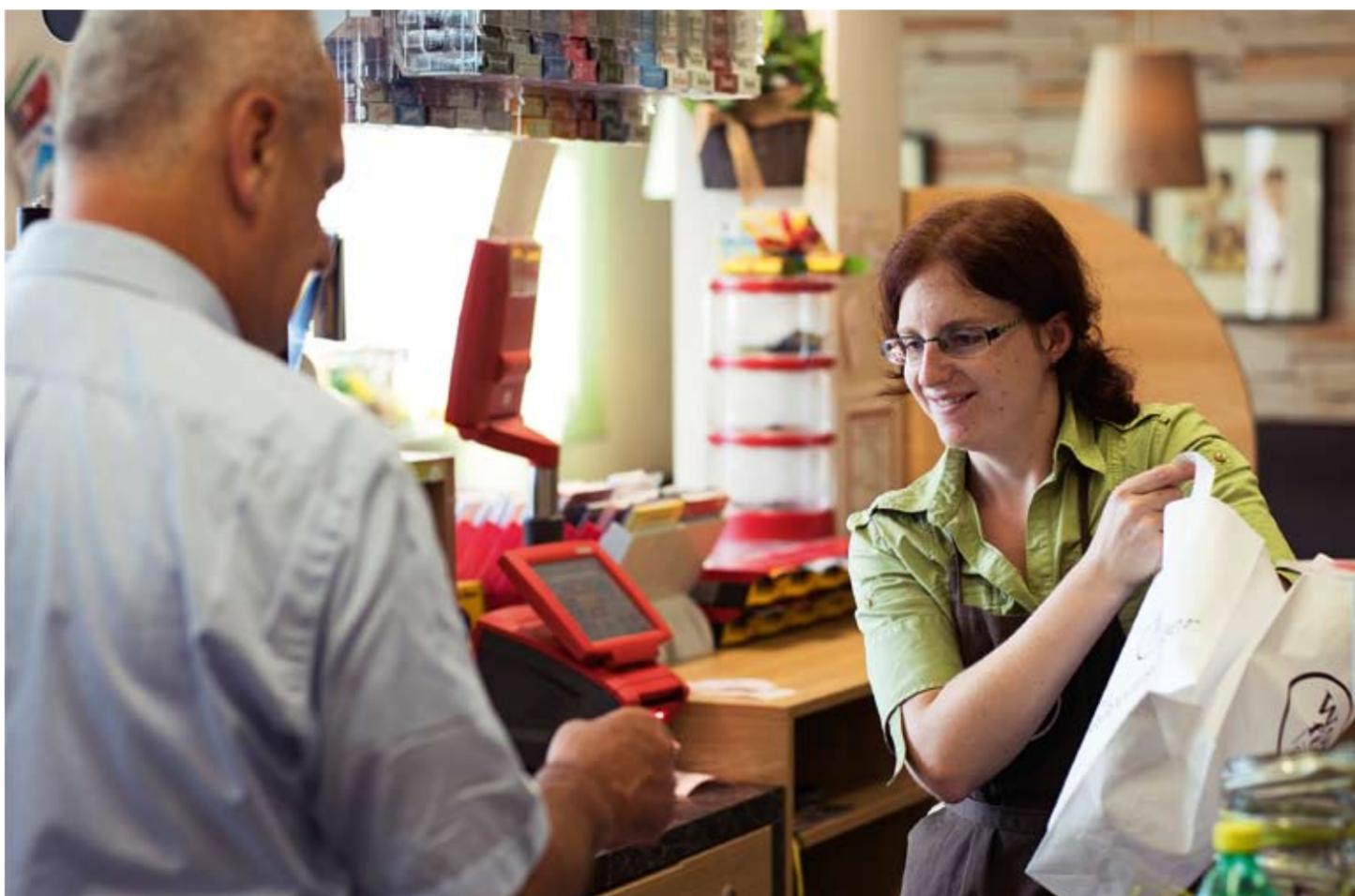
Österreich versus Europa? Wie sieht es für Menschen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen aus?

Wolfmayr: In einigen Aspekten ist die europäische Gesetzgebung in diesem Bereich durchaus fortschrittlicher als die österreichische, denn die europäische Gesetzgebung hat dafür gesorgt, dass z. B. die Mitgliedstaaten der EU-Antidiskriminierungsgesetze für Beschäftigung und Beruf umsetzen mussten.

25 Jahre im Kampf um Gleichstellung und Menschlichkeit – wo lagen und liegen die größten Herausforderungen?

Wolfmayr: Menschen, auch solche mit Beeinträchtigungen, brauchen eine Geschichte und keine Behindertenkarriere, also muss man immer auf das ganze Leben eines Menschen schauen, nicht nur auf einen Moment, denn oftmals sind die Rahmenbedingungen für Menschen mit Behinderungen und Beeinträchtigung einfach nicht gegeben, vom Wohnen bis zur Freizeit und der Arbeit. Wesentliche Veränderungen hierbei geschehen aber nur durch aktive Maßnahmen und Hilfestellungen vor Ort. Die Oststeiermark ist dazu ein gutes gesellschaftliches „Biotop“. Hier ist es uns gelungen, Menschen mit Behinderungen von klein auf in der „normalen“ Lebenswelt zu integrieren. Die Gemeinden, die Kindergärten, Schulen, Geschäfte und sonstige Institutionen sind mittlerweile ausreichend darauf vorbereitet.

Eine Gesellschaft verändert sich eben nicht durch Revolutionen, sondern durch bewusste Schritte in die richtige Richtung. Früher sind die Menschen hier in die Sonderschule gegangen und später wieder in der Psychiatrie gelandet. Die offiziellen Zahlen über schulunfähige Kinder haben seinerzeit alle nicht gestimmt. Alleine in der Region haben wir mehrere Dutzend Kinder gefunden, die alle nicht in die Schule gehen durften. Heute gilt die allgemeine Schulpflicht auch für Kinder mit Behinderungen. Es ist also viel normaler geworden. Wir unterstützen ja nicht nur die Kinder in der Schule, sondern auch die Familien und Gemeinden, aber wir betreuen niemanden um des Betreuens willen, da wir knappe Ressourcen haben und froh sind, wenn die Menschen selbstständig sind und werden. Letztlich beschäftigen wir ja selbst 360 MitarbeiterInnen, sechzig davon



mit Behinderung – da ist es ein budgetärer Drahtseilakt, einerseits wirtschaftlich zu bleiben und andererseits so vielen Menschen wie möglich eine Chance B zu geben.

EIN LOKAL AUGENSCHHEIN ...

... BEI ALEXANDRA S. (26), DIE VON DEN CHAMPS-ÉLYSÉES ZUM WOHLFÜHL-JOB KAM

Eigentlich sieht Alex ganz „normal“ aus, wenn sie Kaffee serviert, mit den Kunden lacht oder an der Feinkosttheke frische Wurstscheiben schlichtet. Ihre rötlichen Haare harmonisieren perfekt mit den blassgrünen Wänden, sie ist schlank, gut gekleidet und hat weder zwei Nasen im Gesicht noch einen irren Blick. Dennoch zählt die junge Frau zu denjenigen Menschen, für die im Leben alles immer schwieriger ist, da Alex unter einer „intellektuellen Beeinträchtigung“ leidet, auch Teilleistungsschwäche genannt, und die sieht man ihr nicht an. Nicht auf den ersten Blick und nicht einmal auf den zweiten. Erst als sie zum wiederholten Male an der Ausrichtung der Kaffeelöffel scheitert, beschleicht einen ein ganz vager Verdacht, dass hier doch nicht alles nach gewohnt normalen Maßstäben zu messen ist. „Ich merke ja selbst, dass ich noch viele Defizite habe, mich in vielen Dingen verbessern muss“, erklärt die Allroundangestellte vom Wohlfühl-Laden Laßnitzthal ganz sachlich und versucht sich derweil weiter an der Kaffeelöffel-Zuckertütchen-Kombination. Seit einigen Jahren arbeitet sie in diesem von der Team Styria Werkstätten GmbH betriebenen Nahversorger mit Feinkost-Niveau

und angeschlossenem Tagescafé; zuvor hatte sie eine integrative Lehre als Einzelhandelsverkäuferin absolviert, eine Arbeitslosenzeit durchlebt und dank der Unterstützung und Vermittlung von Chance B endlich ihren Traumjob gefunden. Hier im Wohlfühl-Laden macht sie alles, was ihre nicht behinderten Kolleginnen auch machen: Waren sortieren, Getränke servieren, reinigen, reden und natürlich verkaufen. „Und wenn sie mich behalten, will ich für immer hier bleiben“, gesteht sie und strahlt dabei, als wäre gerade der schönste Tag ihres Lebens angebrochen.

ASSESSMENT-ERFOLG UND MOBBING-ERFAHRUNG

Stolz und nahezu ein wenig ungläubig erzählt Alex von ihrem beruflichen Werdegang. „Irgendwie kommt mir das alles noch wie ein Wunder vor“, meint sie rückblickend. „Ich habe Verwandte in Paris besucht, dort war es so schön, sogar Roller-skaten auf den Champs-Élysées bin ich gewesen.“ Kaum zurück, hat sie sich dann bei einem Assessment-Center der Team Styria Werkstätten GmbH für diesen Job beworben. „Und ich war unter den Besten, von elf Teilnehmern hab ausgerechnet ich gewonnen“, erzählt sie, „vielleicht weil ich noch so begeistert von meinen Erlebnissen in Paris war.“ Die Begeisterung für ihre Arbeit scheint ihr jedenfalls bis heute nicht abhandengekommen zu sein, auch wenn sie über jeden zweiten Arbeitsschritt angestrengt nachdenken muss, während andere das im Wachkoma erledigen könnten.

„Aber welcher Job ist nicht anstrengend?“, meint sie angesichts all ihrer arbeitstechnischen Herausforderungen nur, und „ich bin hart im Nehmen“. Anfangs hatte sie es auch wirklich schwer,

< Franz Wolfmayr (l.) und Birgit Wurzwallner (r. o.) besuchen Alexandra S. (r. u.) bei ihrer Arbeit

denn ihre Kolleginnen haben sie gemobbt und gehänselt, aber letztlich ist sie geblieben und die anderen mussten gehen. „Bei uns wird auf den Schwächsten nicht herumgehackt“, bestätigt auch Birgit Wurzwallner, die Geschäftsfeldleiterin der diversen Wohlfühläden, diese Entscheidung.

„Die KollegInnen von Menschen mit besonderen Bedürfnissen oder Einschränkungen müssen sehr sensibel sein, da muss das Team zusammenpassen und zusammenhalten“, so Wurzwallner. „Mitleid ist allerdings keine Lösung, denn wir wollen diese Menschen ja nicht auf arme Hascherln reduzieren, sondern, im Gegenteil, im Rahmen ihrer Möglichkeiten weiterentwickeln und zu einer neuen Selbstständigkeit verhelfen.“

Ein Konzept, das bei Alexandra mittlerweile nicht nur zu beruflichen, sondern auch zu privaten Verbesserungen in Sachen Lebensqualität geführt hat. Die junge Frau lebt seit einigen Monaten erstmals alleine in einer eigenen Wohnung und lernt Schritt für Schritt, ihr Leben eigenständig zu regeln. „Ich freu mich total, wenn ich heimkomme“, meint sie lachend, während sie mit voller Konzentration die Zuckertütchen arrangiert, „aber ich freu mich genauso, wenn ich wieder zur Arbeit fahr.“ Und selbst wenn das mit der Ausrichtung von Löffel, Zucker und Kaffeetasse noch immer nicht auf Anhieb funktioniert – Alexandra ist mit Liebe und Hingabe am Werk, was letztlich wichtiger ist als jeder falsch platzierte Löffel.

Birgit Wurzwallner, Geschäftsfeldleiterin der vier steirischen Wohlfühläden, erzählt über die Herausforderungen der Arbeitsintegration von Menschen mit Behinderung

Birgit Wurzwallner: Man muss Menschen mit intellektuellen oder körperlichen Defiziten fördern, aber auch fordern. Oft ist es ja so, dass diese Personen ja durchaus arbeitsfähig und arbeitswillig sind, nur verstehen sie manchmal einfach nicht, was von ihnen verlangt wird. Es mangelt also keinesfalls an der individuellen Leistungsbereitschaft, sondern am Verständnis für die Aufgabenstellung.

Was jetzt konkret Alex betrifft, war von Anfang an klar, dass sie aufgrund ihrer Beeinträchtigung, Unterstützung bei vielen der anfallenden Tätigkeiten benötigt. Für ihre Arbeitskolleginnen war und ist es jedoch oft schwierig einzuschätzen, wann und wobei Alex überfordert ist, da diese leider nicht um Hilfe bittet. Das führte anfänglich schon des Öfteren zu Unstimmigkeiten und Spannungen. Durch viele Gespräche mit allen Beteiligten und auch der Mutter von Alex und in letzter Folge auch durch Chance B, konnte nun für alle eine akzeptable Lösung gefunden werden. Ein ganzes Jahr lang kommt nun wöchentlich ein Jobcoach der Chance B in die Filiale und verbringt einen gesamten Vormittag an der Seite von Alex. Dadurch werden die fachlichen, kommunikativen und sozialen Kompetenzen von Alex gefördert, damit sie die gestellten Anforderungen dauerhaft selbstständig erfüllen kann, denn viele dieser Menschen können mehr, als sie sich selbst zutrauen. Zusätzlich werden auch die Kolleginnen bezüglich der Bedürfnisse von Alex sensibilisiert.

Klaudia Blasl: Was müssen Unternehmen generell berücksichtigen, wenn sie diese Menschen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen anstellen?

Wurzwallner: Ich glaube, es gibt gar nicht so viele Unterschiede bei der Einstellung von Menschen mit und ohne „anerkannter“ Behinderung.



Birgit Wurzwallner (Team Styria) und Franz Wolfmayr (Chance B) sorgen dafür, dass auch behinderte Menschen sich wohl fühlen

Motivation und Engagement der MitarbeiterInnen beeinflussen den Erfolg eines Unternehmens ganz entscheidend. Und nur wer die individuellen Bedürfnisse seiner MitarbeiterInnen kennt und diese regelmäßig misst, kann gezielt auf die MitarbeiterInnen und deren Wünsche eingehen. Leider kennen MitarbeiterInnen mit Behinderung oft nur ihre Einschränkungen und sind sich selbst ihrer Stärken gar nicht bewusst. Die Team Styria GmbH zählt ja selbst zu einem der größten integrativen Betriebe Österreichs. Derzeit beschäftigen wir an die 370 Mitarbeiter, wovon siebzig Prozent eine Behinderung aufweisen. Und ich habe als Vorgesetzte längst gelernt, dass es MitarbeiterInnen ohne Einschränkungen im Grunde gar nicht gibt.

Es ist also nicht wirklich relevant, ob gewisse Defizite auf einer „Behinderung“, schlecht geregelter Kinderbetreuung oder einer langen Arbeitslosigkeit basieren. Wichtig ist, dass man versucht, für alle Beteiligten eine gute Lösung zu finden, dann bekommt man auch als Firma sehr viel zurück. Im Falle von Alex etwa muss ich wirklich sagen, dass sie mittlerweile unverzichtbar für den Wohlfühladen im Laßnitzthal geworden ist. Es gibt so gut wie keine Fehlzeiten, wenn Not an der Frau ist, springt sie jederzeit gerne ein und speziell unsere älteren KundInnen freuen sich immer sehr, wenn sie Dienst hat. So gesehen, stellt Alexandra eine echte Bereicherung für diesen Laden dar.

»ES SOLL EINFACH SO
WEITERGEHEN WIE JETZT,
DANN BIN ICH GLÜCKLICH«

KARIN S.

ICH BRAUCHE KEIN MITLEID, SONDERN MOTIVATION

SIE SIND BLIND, SITZEN IM ROLLSTUHL, HABEN KOGNITIVE BEEINTRÄCHTIGUNGEN ODER PSYCHISCHE ERKRANKUNGEN – ARBAS TIROL UNTERSTÜTZT DIESE MENSCHEN BIS ZU DEREN NACHHALTIGEN INTEGRATION IN DEN ARBEITSMARKT.

Im Gespräch mit Mag. Paul Steixner-Kircher, Arbeitsassistent

Klaudia Blasl: Nächstes Jahr feiern Sie Ihr zwanzigjähriges Jubiläum bei ARBAS, sind also nahezu „Mann der ersten Stunde“. Wie fing alles an?

Paul Steixner-Kircher: Damals, also 1996, hat man festgestellt, dass zwischen der Ausbildung und der Arbeitsstelle, also an der Naht- bzw. Schnittstelle ins Arbeitsleben, einfach etwas fehlt für Menschen mit Handicap. Viele dieser Menschen haben keine passenden Arbeitsplätze gefunden. Das Konzept der unterstützten Beschäftigung stammt aus den USA, kam über die Arbeitsassistenten Hamburg zu uns und wurde dank Regierungsbeschluss flächendeckend in Österreich eingeführt. Auch die Förderungen des ESF waren und sind natürlich hilfreich zur Umsetzung dieser komplexen Maßnahmen. Zum einen muss ja eine passende Arbeitsstelle gefunden werden, zum anderen müssen wir uns aber auch um den Erhalt des Arbeitsplatzes bemühen. Ohne kontinuierliche Arbeitsassistenten funk-

tioniert das nicht und dieses Segment hat damals einfach gefehlt. Es gab also einen eindeutig starken Bedarf in diesem Bereich und wir waren dann die Ersten in Tirol, die wirklich in diesem Bereich gearbeitet haben.

Früher war alles besser – gilt das auch für die Arbeitsassistenten?

Steixner-Kircher: Am Anfang war die Situation schon etwas besser, da sind sogar Verantwortliche des Ministeriums gekommen, die uns gefragt haben, welche Rahmenbedingungen wir für unsere Arbeit brauchen, das passiert mittlerweile nicht mehr. Es gab am Anfang auch deutlich höhere Lohnkostenzuschüsse; wir haben hier doch viele Männer und Frauen, die gerade in der heutigen Leistungsgesellschaft einfach weniger leisten können, und insofern wären Zuschüsse nur fair gegenüber dem Arbeitgeber, um diese betriebswirtschaftliche „Minderleistung“ zumindest teilweise auszugleichen, sonst hat man mit einem Handicap einfach nie dieselben Chancen auf dem Arbeits-

markt. Diese Zuschüsse sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre leider immer weiter reduziert worden. Es ist die paradoxe Situation entstanden, dass es deutlich mehr Arbeitssuchende mit Beeinträchtigung gibt, aber immer weniger Förderungen. Das wäre ungefähr so, als würde ein immer kränkterer Patient immer weniger Medikamente erhalten.

Mit welchen Herausforderungen hat die Arbeitsassistenten zu kämpfen?

Steixner-Kircher: Erst müssen die ArbeitsassistentInnen abklären, wo die besonderen Fähigkeiten der Menschen liegen, wie einfach die zukünftige Arbeit strukturiert sein muss, es eine Stelle mit Mitarbeiterkontakt sein kann oder der Umgang mit anderen Menschen problematisch wird, die Dienstzeiten flexibel sein müssen, wie lange der Anfahrtsweg ist, wie sich die Vorgesetzten präsentieren, was für ein Betriebsklima vorherrscht und vieles mehr. Zudem muss geklärt werden, wie das Unternehmen strukturiert und aufgestellt ist und wie es dort zugeht. Es gibt Betriebe, da herrscht eher ein rauer Umgangston, wie ich es z. B. schon bei Tankstellen und in Fabriken erlebt habe. Diese ganzen Faktoren muss der Arbeitsassistent erheben und diese mit dem Fähigkeitsprofil seines Kunden abstimmen, um abzuklären, welche Arbeitsstelle wirklich für diesen Menschen infrage kommt.

Wir sehen das Ganze aber nicht nur unter dem sozialen Gesichtspunkt, sondern wir möchten eine beidseitig zufriedenstellende Situation herstellen. Wir definieren uns als Dienstleister sowohl für den Arbeitnehmer als auch für den Arbeitgeber. Leider ist die Suche nach einem passenden Arbeitsplatz im Laufe der letzten 19 Jahre zunehmend schwieriger geworden. Heute muss ich bis zu dreimal mehr Betriebe kontaktieren als zu Beginn meiner Tätig-

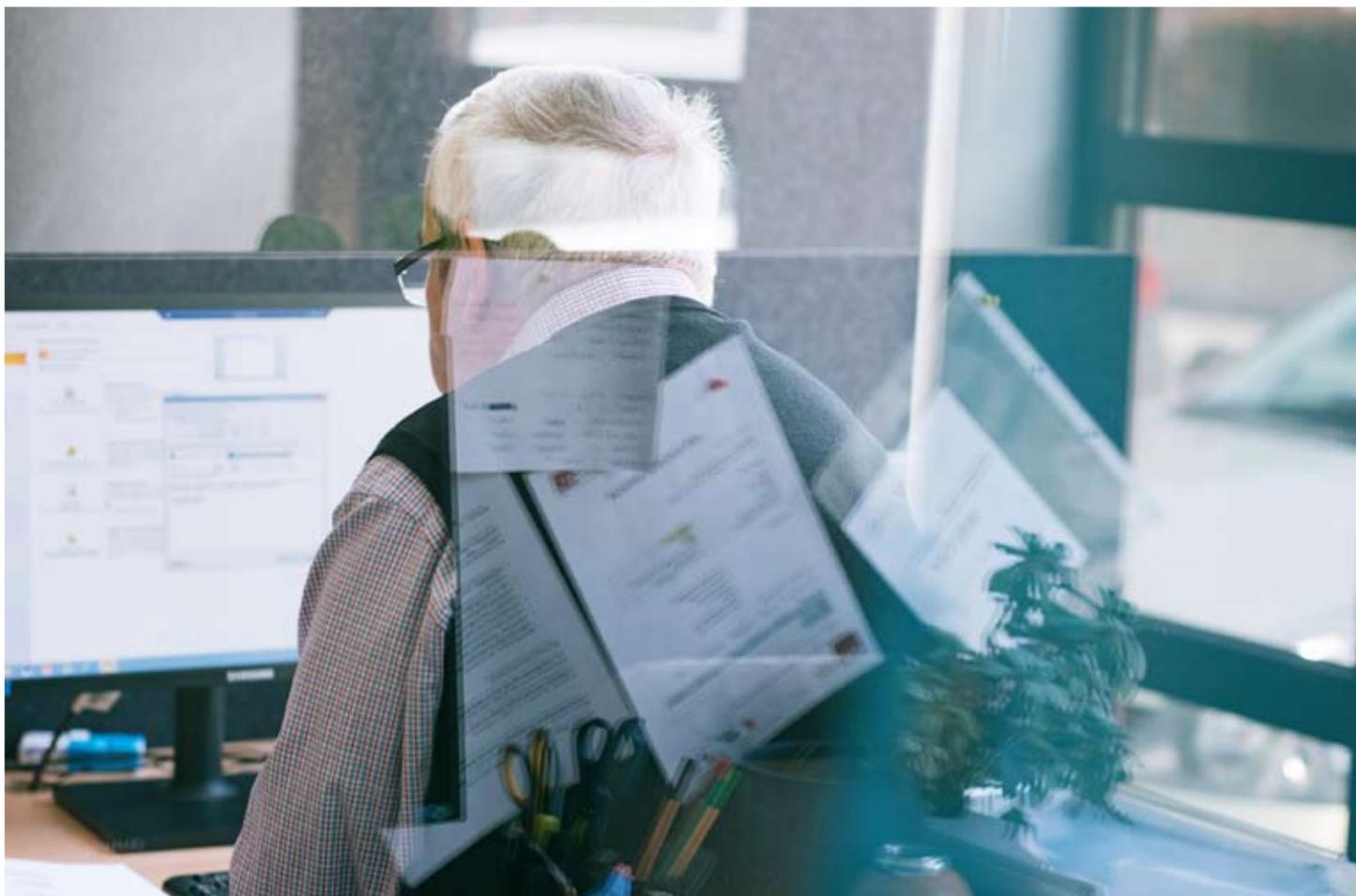
keit, um endlich einen entsprechenden Job zu finden.

Aber mit dem „Handicap“ ist es oftmals nicht getan, oder?

Steixner-Kircher: Ja, das stimmt. Man darf sich ja nicht vorstellen, dass da ein Mensch mit Handicap ist, und der kann beispielsweise nicht schwer heben und dafür suchen wir jetzt halt einen passenden Arbeitsplatz. Leider ist die Situation weitaus vielschichtiger. Wir begleiten nicht nur Menschen mit Handicap, die einen Arbeitsplatz suchen, sondern wir begleiten vor allem Menschen mit Handicap, die sich ungemein schwer tun, einen ihren Fähigkeiten entsprechenden Arbeitsplatz zu finden. Es ist nicht automatisch so, dass jeder Mensch mit einer Beeinträchtigung auch große Probleme hat, eine passende Stelle zu finden. Oft liegt eine soziale Problematik vor. Zum Beispiel tut sich ein Teil der von uns bei der Arbeitssuche unterstützten Menschen schwer, die eigene Arbeitsleistung realistisch einzuschätzen, manche können nur schwer mit Konflikten umgehen, haben Schulden etc. Wir müssen das alles mit berücksichtigen und zu vielen anderen sozialen Einrichtungen Kontakt herstellen, damit der zukünftige Arbeitsplatz auch dauerhaft gesichert werden kann.

Die Grundlage einer funktionierenden Arbeitsassistenten?

Steixner-Kircher: Am wichtigsten ist, eine wirklich gute Vertrauensbasis zu unseren KundInnen und zu den Betrieben aufzubauen. Ist diese vorhanden, steigen die Chancen auf ein langes Dienstverhältnis. Es gibt Arbeitgeber, die warten, bis ich aus dem Urlaub zurück bin, um mit mir angefallene Probleme zu besprechen, wenn etwa der Angestellte ein paar Wochen nicht zur Arbeit erscheint und sich



einfach nicht meldet. Vermutlich finde ich für die Hälfte meiner KlientInnen überhaupt nur deshalb einen Job, weil ich gute Firmenbeziehungen pflege, weil ich dort anrufe und mit den Personalverantwortlichen eine gute Gesprächsbasis aufgebaut habe. Manchmal melden sich sogar die Unternehmer selbst und teilen uns mit, dass sie eine offene Stelle mit einem/einer unserer KlientInnen besetzen wollen. Die Betreuung ist mit dem Antritt des Dienstverhältnisses keinesfalls zu Ende. Wir, also die ArbeitsassistentInnen, schauen weiter regelmäßig im jeweiligen Unternehmen vorbei und versuchen zu unterstützen, bei der Abwicklung der Lohnnebenkosten zu helfen, schauen einfach, wie der Mensch mit Handicap mit den Anforderungen am Arbeitsplatz zurechtkommt und ob Probleme zu besprechen sind.

Ihre Erfolgserlebnisse?

Steixner-Kircher: Die stellen sich jedes Jahr ein, eigentlich jeden Monat. Erfolg ist, wenn man z. B. für einen jungen Mann, der vor acht Jahren von einem Glasdach gestürzt ist, vier Monate im Koma gelegen ist und sieben Jahre arbeitslos war, letztlich doch einen dauerhaften und seinen Beeinträchtigungen entsprechenden Arbeitsplatz finden konnte. Das ist einfach ein wirklich gutes Gefühl, weil besagter Mann (leider) alleine gar keine Chance gehabt hätte. Statt 400 Euro bekommt er nun 1200 Euro im Monat, schafft sich einen Pensionsanspruch und fühlt sich ungeachtet seines Handicaps doch wieder als einigermaßen vollwertiges Mitglied der Gesellschaft.

Auch persönlich habe ich von meiner Arbeit als Arbeitsassistent viel profitiert – Menschen und die Beweggründe für ihr Verhalten besser zu verstehen, Konflikte für alle Betroffenen besser zu regeln, mit verschiedensten Menschen eine Vertrauensbasis aufzubauen, all das wirkt sich auch auf das Privatleben positiv aus. Ich habe das Glück, einer sehr sinnvollen und interessanten, bisweilen sehr herausfordernden Arbeit nachgehen zu können.

Ihre Wünsche an die Zukunft?

Steixner-Kircher: Ich wünsche mir sehr, dass man fairer zu jenen Betrieben ist, die Menschen anstellen, die wirklich (deutlich) weniger Leistung erbringen (können). Da sollte für die Betriebe ein höherer finanzieller Ausgleich erfolgen. Sonst wird es immer schwieriger werden, für Menschen mit Behinderung passende Arbeitsplätze zu finden. Auch die Ausgleichstaxe zu erhöhen finde ich einen sinnvollen Anreiz für Unternehmen, vermehrt Menschen mit Beeinträchtigung anzustellen.

Außerdem würde ich mir wünschen, dass das Sozialministerium, der Europäische Sozialfonds und andere unterstützende Stellen wieder einmal bei den ArbeitsassistentInnen nachfragen, welche Rahmenbedingungen und Strukturen sie zur erfolgreichen Durchführung ihrer Aufgaben wirklich benötigen. Und die Mittel für Arbeitsassistenten bei einem kontinuierlich steigenden Bedarf gleichzeitig zu kürzen, damit sollte auch endlich Schluss sein.

< Paul Steixner-Kircher,
Arbeitsassistent der ersten ARBAS-Stunde

DAS UNGLAUBLICHE HOCHLEISTUNGSLEBEN DER KARIN S.

Meist fällt es leichter zu kategorisieren als zu differenzieren. Etwa angesichts „behinderter“ Menschen. Wobei gerade bei diesen Menschen jede Verallgemeinerung schon zum Vorurteil führt, denn die Kategorie „Behinderung“ wäre gleichermaßen vielfältig und weit gefasst wie etwa die Kategorie „Mensch“. Allen gemeinsam ist nur eines: sie haben es im Leben schwerer als ihre „unbeeinträchtigten“ Mitmenschen. Auch Karin würde in keine der gängigen Vorstellungen passen. Weder sitzt sie im Rollstuhl noch brabbelt sie sinnloses Zeug vor sich hin. Auf den ersten Blick sieht man wenig bis nichts von einer Einschränkung. Karin bewegt sich ganz „normal“, ist schlank, gut gekleidet und hat eine sehr gewählte Ausdrucksweise. Erst wenn man ihr direkt gegenüber sitzt, bemerkt man „es“. „Es“ ist das Möbius-Syndrom, eine sehr seltene, okulofaziale Parese, also eine angeborene beidseitige Lähmung der mimischen Gesichtsmuskulatur. Menschen mit einer solchen Beeinträchtigung leiden meist unter Ausgrenzungen und Stigmatisierungen, da sie weder lächeln noch schmollen oder blinzeln, die Stirn runzeln oder die Augen bewegen können. Dazu gesellen sich meist noch ein paar zusätzliche körperliche Defizite. Für Menschen mit diesem bislang unheilbaren Syndrom wird jede Sozialisierungsphase, jede mitmenschliche Interaktion und Kommunikation zum Spießrutenlauf, da ein Leben ohne mimischen Ausdruck oftmals zu (bestenfalls) Unverständnis oder (schlimmstenfalls) zu totaler Ausgrenzung und Ablehnung führt.

Dennoch hat diese Frau, ihrer angeborenen Maskenhaftigkeit zum Trotz, eine Leistungsbilanz

aufzuweisen, die vermutlich selbst vollkommen gesunde Mitmenschen an den Rand von Burn-out und Bandscheibenvorfall treiben würde. Regulärer Schulbesuch mit Abschluss, zwei beendete Ausbildungen zur Bürokauffrau und zur diplomierten Sozialbetreuerin, eine langjährige Ehe mit einem körperlich schwer behinderten Mann, der auf Hilfe angewiesen war, drei Töchter, von denen die älteste bereits Kommunikations- und Medienwissenschaft studiert, während die jüngste, Miriam, gerade mal zwei Jahre alt ist, und eine Anstellung bei den Bergbahnen Serfaus.

Mann, Haushalt, Kinder und Job über zwanzig Jahre erfolgreich zu managen, wenn man selbst eine Beeinträchtigung hat, dazu bedarf es herkulischer Kräfte und ein unnachahmliches Organisationstalent. Aber Karin fehlt jeder Hang zu Eigenlob, selbst wenn es noch so verdient wäre. „Für mich war das alles ganz normal“, meint sie nur, „als behinderter Mensch hat man einfach ein wahnsinnig hohes Perfektionsniveau, denn man will sich keinerlei Fehler erlauben.“

Karin ist eine Kämpfernatur und heute noch froh, dass ihre Mutter ihr einen normalen Schulbesuch ermöglicht hat. „Meine Behinderung ist ja damals ziemlich unbekannt gewesen, man hat mich daher als geistig beschränkt angesehen, weil ich ja keinerlei mimische Reaktionen setzen konnte“, erzählt sie gelassen, „aber meine Mutter war da ganz super, die hat gemeint, sie tut aber alles ganz normal, also soll sie auch normal leben.“ Was Karin mit Einschränkungen und einigen Höhen und Tiefen auch bestens gelungen ist.



Karin S. hat einen Berg an Problemen erfolgreich bewältigt

Von ihren Mitmenschen würde Karin sich aber öfters wünschen, als Mensch mit Behinderung akzeptiert und nicht dumm angeschaut bzw. gleich abgestempelt zu werden. Sie hat eine normale Arbeit gehabt, beginnt im Herbst erneut mit einer regulären Anstellung bei den Bergbahnen von Imst, und so wie sie „normal“ arbeitet, so möchte sie auch leben. Auch ihr damaliger Chef, Bernhard Schöpf, hatte niemals die geringsten Bedenken, eine „Behinderte“ kassieren zu lassen.

Nur einmal, da wurde auch ihr alles zu viel. Zwar haben die Kinder ihr viel Zuversicht vermittelt, aber irgendwann verlässt auch den stärksten Kämpfer die Kraft. „Manchmal kommt man einfach in Situationen, wo man denkt, ‚schon wieder a Watschn‘, dann agiert man nur noch, schaltet

ab und gibt sich auf.“ Keine Arbeit, keine Partnerschaft mehr, keine Energien für die Zukunft, das brachte Karin zu ARBAS. Hier fand sie wieder den richtigen Antrieb, denn „Menschen wie wir, wir brauchen kein Mitleid, sondern Motivation – und andere Menschen, die mit uns reden und uns helfen, unsere Zukunft zu planen“. So wie Heidi, ihre einstige Betreuerin hier, die sie zum richtigen Zeitpunkt im Leben gefunden und ein beschwerliches Stück Weges begleitet hat.

Heute geht es Karin wieder gut. Sie hat eine neue Arbeit gefunden, ihr Selbstwertgefühl ist gestiegen und sie bezeichnet sich selbst als einen total zufriedenen Menschen. Wünsche für die Zukunft hat sie keine mehr. „Es soll einfach so weitergehen wie jetzt, dann bin ich rundum glücklich.“



»WIR VERSUCHEN
WEGE ZU FINDEN,
UM DIE GEMEINSAM
FESTGELEGTE
ZIELE ZU ERREICHEN«

JOSEF SCHMIED

EINE AUSBILDUNGS- GARANTIE FÜR ALLE JUGENDLICHEN

IM GESPRÄCH MIT JOSEF SCHMIED

Josef Schmied wurde im Bezirk Zwettl geboren. Er absolvierte eine Lehre als Maschinenschlosser bei den Österreichischen Bundesbahnen. Anschließend machte er eine berufsbegleitende Ausbildung zum Sozialpädagogen. In weiterer Folge ließ er sich zum Behindertenbetreuer, Supervisor, Coach und Organisationsberater ausbilden und absolvierte den Lehrgang für Leiter in der Akademie für Sozialmanagement.

Gerhard Loibelsberger: Sie sind Leiter der Berufsausbildungsassistenz- und Jugendcoaching-Stelle der Caritas St. Pölten. Wie sind Sie das geworden?

Josef Schmied: Nach einigen Jahren als Pädagoge in einem Lehrlingsheim der Österreichischen Bundesbahnen bin ich zurück ins Waldviertel gegangen und habe hier bei der Caritas als Behindertenbetreuer gearbeitet. Damals habe ich die erste betreute Wohngruppe für behinderte Menschen in der Diözese St. Pölten geleitet. Später wurde ich dann Heimleiter eines größeren Wohnhauses. 2001 sind die Clearingstellen für Jugendliche geschaffen worden, deren Leiter ich hier im Waldviertel wurde. 2003/04 kam dann auch noch

die Berufsausbildungsassistenz dazu. 2013 wurde schließlich aus dem Clearing das Jugendcoaching.

Hätten Sie, als Sie jung waren, gerne ein Jugendcoaching gehabt?

Schmied: Ich denke ja, weil es für mich damals nicht viele Möglichkeiten gegeben hat. Ich ging zur Österreichischen Bundesbahn, weil mein Vater bei der Österreichischen Bundesbahn war.

Generell ist das damals eine ganz andere Situation gewesen. Im letzten Schuljahr war der weitere Weg für uns meistens ganz klar. Es gab folgende Alternativen: Lehre eines Berufes, Beschäftigung in der Landwirtschaft, Hilfsarbeit – und für ganz wenige MitschülerInnen – der Übertritt in eine höhere Schule.

Seit 2013 gibt es Jugendcoaching in ganz Österreich. Was gab es davor für suchende Jugendliche?

Schmied: Vorher gab es, wie bereits erwähnt, das Clearing. Das ist aufgrund einer Beschäftigungsoffensive der Bundesregierung 2001 geschaffen worden. Ich habe damals die Aufgabe eines „Clearers“ – sprich Beraters – von Jugendlichen mit besonde-

rem Unterstützungsbedarf gehabt. Wir waren ein sehr kleines Team, da arbeitete ich als Berater und Leiter gleichzeitig.

Wie schwierig ist es heute für Jugendliche, nicht nur den richtigen Job, sondern den richtigen Beruf zu finden?

Schmied: Es gibt so unterschiedliche Jugendliche ... Von Jugendlichen mit besonderem Unterstützungsbedarf bis hin zu Jugendlichen an Gymnasien und höheren Schulen. Da existieren die verschiedensten Problemsituationen und Wünsche. Wichtig ist das „Matching“ – das Zusammenführen der jeweils individuellen Wünsche und Träume mit den Gegebenheiten des Umfelds.

Kinder und Jugendliche leben heute zum Teil in einer digitalen Scheinwelt. Wie schwierig ist es, sie bei der Berufsplanung in die reale Welt zurückzuholen?

Schmied: Sie leben in einer Welt voller Informationen, können aber die Vielfalt der Möglichkeiten nicht filtern und auch nicht sortieren. Weil viele sich selbst nicht gut kennen.

Die Beratung erfolgt in drei Stufen. Wie läuft das in der Praxis ab?

Schmied: In der ersten Stufe geht es darum, einander kennen zu lernen, um Informationsaustausch und um Klärung, in welcher Situation der Jugendliche oder die Jugendliche steckt. Dann erfolgt die Entscheidung, ob eine längere Begleitung erforderlich ist.

Die zweite Stufe umfasst ein halbes Jahr Coaching, dabei ist der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Jugendlichen oder Jugendlichen und BeraterIn wesentlich.

Die dritte Stufe ermöglicht ein Jahr Begleitung für all jene Jugendlichen, die längere Unterstüt-

zung am Übergang von Schule zu Beruf brauchen.

Kommen die Jugendlichen von selbst zu Ihnen oder gehen Sie in Schulen, in Jugendzentren etc.?

Schmied: Wir sind laufend mit allen Schulen in unserem Betreuungsgebiet in Kontakt. Wir besuchen die Schulen regelmäßig und kommunizieren mit dem Lehrpersonal. Wir treten aber auch mittels Workshops und bei Info-Veranstaltungen mit den Jugendlichen in Kontakt.

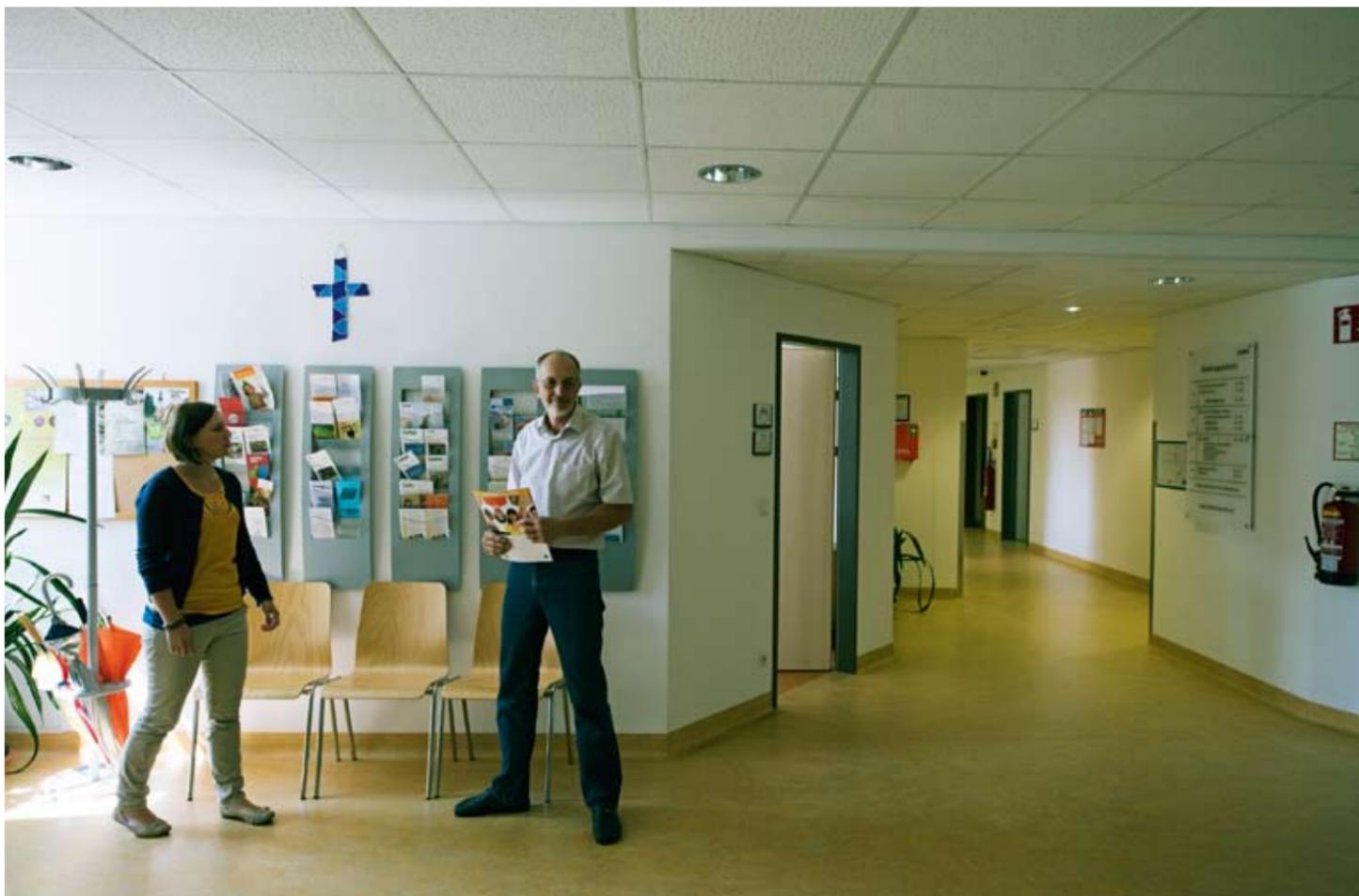
Wen beraten Sie? Jugendliche, die Schwierigkeiten haben und die Schule abbrechen bzw. keine Beschäftigung haben?

Schmied: Unser Angebot richtet sich an alle Jugendlichen. Besonders aber an die, die ausgrenzungsgefährdet sind.

Es gibt zwei Zugänge zu unserer Beratung: Entweder wenden sich die Jugendlichen selbst an uns oder der Kontakt erfolgt über Schule, Lehrer oder AMS. In der Praxis finden die Beratungsgespräche in der Schule bzw. bei uns im Beratungszentrum statt. In Ausnahmefällen daheim bei den Jugendlichen. In den Gesprächen geht es oft um Problemsituationen, in denen sich Jugendliche befinden. Gemeinsam versuchen wir Wege zu finden, um die gemeinsam festgelegten Ziele zu erreichen.

Berufsausbildungsassistenz. Ist das eine Qualifizierungsmaßnahme oder eher eine Begleitung?

Schmied: Das ist Beratung und Begleitung von der Ausbildungsplatzsuche bis zum Ausbildungsabschluss. Dabei kann es sich zum Beispiel um eine ein bis zwei Jahre verlängerte Lehre oder um eine Teilqualifizierung handeln. Wir haben rund 140 Lehrlinge hier im Waldviertel in der integra-



tiven Berufsausbildung und in der Betreuung und Begleitung durch die Berufsausbildungsassistenz.

Wenn man als Lehrling mit seinem Meister Schwierigkeiten hat, kommt man dann zu Ihnen und nimmt die Berufsausbildungsassistenz in Anspruch?

Schmied: Hoffentlich! Wir sind ja in ständigem Kontakt mit Berufsschulen und den ausbildenden Betrieben sowie mit den Jugendlichen und deren Eltern. Oft melden sich auch die Betriebe bei uns. Besonders freuen wir uns, wenn die Jugendlichen in einer Firma gut aufgenommen und ausgebildet werden und Ausbilder oder die Berufsschule über Lernerfolge berichten.

Jugendarbeitslosigkeit ist ein europaweites Problem. Helfen Sie den betreuten Jugendlichen auch, konkret Arbeitsstellen zu finden?

Schmied: Natürlich. Leider gib es viel zu wenige hier im Waldviertel. Betriebe, die Lehrlinge ausbilden, werden immer weniger. Ein weiteres Problem ist, dass die Anforderungen der Betriebe ständig steigen.

Ein zusätzliches Problem ist die Mobilität. Bei manchen Lehrberufen, wie zum Beispiel bei den Bäckern, müssen die Lehrlinge in unmittelbarer Nachbarschaft wohnen. Oder es braucht eine Wohnmöglichkeit, wenn die Lehrlinge nicht im Heimatort, sondern woanders arbeiten.

Was sollte Ihrer Meinung nach in Europa gegen die Jugendarbeitslosigkeit gemacht werden?

Schmied: Ich würde mir eine Ausbildungs-garantie für alle Jugendlichen bis 18 Jahre wünschen. Es

sollte garantiert werden, dass jeder junge Mensch eine Ausbildungsmöglichkeit erhält.

Wie wichtig ist die Unterstützung der Berufsausbildungsassistenz und des Jugendcoachings durch den ESF?

Schmied: Wir wissen, dass die ESF-Mittel wichtig für die Förderstellen bzw. Co-Finanzierungen sind. Ich bin mir sicher, dass es so manche Projekte ohne ESF-Mittel nicht gäbe.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes, neoliberales Image. Wie könnte man das ändern?

Schmied: Durch mehr Information und mehr Bildung. Wenn über Brüssel geschimpft wird, wissen die allermeisten gar nicht, was die EU alles für uns getan hat.

Was haben zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der EU den Menschen in Österreich gebracht?

Schmied: Vor allem die Sicherung des Friedens und des Wohlstandes sowie wirtschaftliche Zusammenarbeit in Europa.

Drei Dinge, die Sie sich für Europas Jugendliche wünschen?

Schmied: Drei F!

– Friede.

– Freiheit zur Bildung im Sinne von Bewusstseinsbildung im Rahmen einer europaweiten Bildungs- und Ausbildungs-garantie.

– Freude an der Schönheit unseres Kontinents.

< Josef Schmied: „Es gibt so unterschiedliche Jugendliche ...“

»MAN MUSS HEUTE
SCHON WISSEN, WAS
MAN MORGEN TUN KANN«

OUSMAN BAH



EUROPA MUSS ZUSAMMENHALTEN!

ISOP BEWEGT MIT NACHHALTIGEN INNOVATIONEN BEI BASISBILDUNG UND ALPHABETISIERUNG, ABER AUCH MIT EFFIZIENTEN SOZIALEN, KULTURELLEN, ANTIDISKRIMINIERENDEN UND ARBEITSMARKTPOLITISCHEN MASSNAHMEN.

Im Gespräch mit Mag.a Brigitte Brand, ISOP Geschäftsführung

Kludia Blasl: Seit nahezu dreißig Jahren ist ISOP in den Bereichen Beschäftigung, Bildung, Jugend-(sozial-)arbeit und Kultur tätig. 2005 gab es erstmals Unterstützung durch den ESF. Welche Zielsetzungen waren damit verbunden, wie sieht es heute aus?

Brigitte Brand: Das Projekt In.Bewegung 1 (2005 – 2007) war das erste, das dank Finanzierungshilfe durch den ESF zustande gekommen ist. Bei diesem Projekt kann man mit Recht von einer großen Innovation im Bereich der Basisbildung und Alphabetisierung in Österreich sprechen. Erstmals arbeiteten die zur damaligen Zeit maßgeblichen Einrichtungen für dieses Themenfeld zusammen und entwickelten grundlegende Standards in Bezug auf Qualität der Angebote, Professionalisierung von TrainerInnen und Standards für anbietende Organisationen. Neue Kursformen wurden entwickelt und erprobt, Thesen für die nicht diskriminierende Ansprache von TeilnehmerInnen entwickelt und in einer starken transnationalen Partnerschaft (mit PartnerInnen aus England, Finnland und Frankreich) auch auf europäischer Ebene verglichen.

Aus diesem Projekt entstammen Produkte mit großer Nachhaltigkeit wie zum Beispiel die Entwicklung einer zentralen Beratungsstelle. Die österreichweite Hotline, das Alfatelefon Österreich (0800 244 800), wurde in In.Bewegung entwickelt ebenso wie die Website basisbildung-alphabetisierung.at. Qualitätsstandards für Angebote, Anbieter und zur Professionalisierung von TrainerInnen wurden geschaffen, viele Elemente dieser Standards finden sich im Programmplanungsdokument der Initiative Erwachsenenbildung wieder und werden österreichweit umgesetzt.

Ein paar Details zum ESF und Europa?

Brand: Gerade beim EQUAL-Projekt In.Bewegung lag ein starker Schwerpunkt auf der europäischen Vernetzung, der transnationalen Partnerschaft. Die Zusammenarbeit und Vernetzung mit europäischen Partnerorganisationen brachte einen großen Mehrwert für die Arbeit von ISOP. So konnten unterschiedliche Modelle und Good Practices innerhalb der eigenen Organisation implementiert werden – zum Nutzen unserer TeilnehmerInnen. Starke transnationale Partnerschaften sind ein guter Nährboden für die Entwicklung innovativer Maßnahmen und wären auch für die Zukunft wünschenswert.

ISOP hatte immer das Bestreben, nicht nur Basisbildungskurse durchzuführen, sondern auch Themen weiter zu entwickeln sowie professionellere, nicht diskriminierende Öffentlichkeitsarbeit zu leisten. Vor allem Angebote im Bereich der digitalen Basisbildung und der Mathematik haben sich dem geänderten Bedarf der Zielgruppen anpassen müssen. Gerade im Rahmen von ESF-Maßnahmen konnte Forschung und Entwicklung des Themas stattfinden. ISOP als Organisation hat in der Entwicklung und Erprobung, aber auch in der Umsetzung von Kursmaßnahmen vom ESF profitiert, trotz hohen administrativen Aufwands. Möglichkeiten zur Innovation, Entwicklung und Erprobung sind reizvoll und helfen mit, Themenbereiche weiterzuentwickeln.

Stichwort „lebenslanges Lernen“ und Basisbildung?

Brand: Gerade eben hat eine neue Maßnahme der Basisbildung begonnen, ein kostenloses Kursangebot für Erwachsene, die in den Bereichen Lesen, Schreiben, Rechnen und im Umgang mit dem PC ihre Kenntnisse auffrischen, verbessern oder neu erlernen wollen. Der Unterricht in Kleingruppen mit maximal sechs Teilnehmenden ermöglicht individuelles Arbeiten und Eingehen auf die Bedürfnisse und Ziele der Teilnehmenden, wobei das Ausfüllen von Formularen ebenso geübt wird wie das Abfassen von Mails oder der Umgang mit Geld. Im Rahmen der Basisbildung, die wir immer wieder auch für Jugendliche durchführen, kommen natürlich auch interkulturelle Aspekte zum Tragen. Zudem werden in unserer Werkstatt Basisbildung „Neue Wege zur Professionalisierung der Basisbildung“ auch die MitarbeiterInnen laufend qualifiziert, um eine antidiskriminatorische und rassismuskritische Interaktion und Kommunikation zu den TeilnehmerInnen zu gewährleisten.

Glauben Sie, dass der ESF direkt oder indirekt Einfluss auf die Gesellschaft eines Landes nimmt?

Brand: Fest steht, dass über ESF-Maßnahmen geförderte Aktivitäten der Endzielgruppe zugutekommen. Insofern tragen diese Maßnahmen im Erwachsenenbildungsbereich dazu bei, Ungleichheiten zu verringern und die Chancen von Personen zu erhöhen. Das gilt für wesentliche gesellschaftliche Bereiche wie zum Beispiel den besseren Zugang zum Arbeitsmarkt oder die Unterstützung in der Inklusion, aber auch in sehr individuellen Bereichen wie besserer Basisbildung oder gesteigerter Deutschkenntnisse.

Wie würden Sie Europa gerne in zehn Jahren sehen?

Brand: In zehn Jahren gibt es gut entwickelte und erprobte Systeme und Modelle in allen Bereichen der Erwachsenenbildung, auf die jede Organisation in Europa, die an diesen Themen arbeitet, Zugriff hat. Ein gemeinsamer europäischer Qualitätsbegriff ist definiert der gewährleistet, dass Maßnahmen durchgeführt werden können, die TeilnehmerInnen, KundInnen oder KlientInnen in den Mittelpunkt rücken. Damit ist ein Stück mehr Gleichbehandlung gesichert.

ÜBER DIE BEDEUTUNG VON ZUSAMMENHALT UND ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN

OUSMAN BAH AUS GAMBIA

Wäre der junge Mann aus Westafrika kein Asylwerber, der immer noch in der Warteschleife der heimischen Bürokratie ausharren muss, man würde ihn für einen Baseballstar halten, oder als Model

für stylische Männermode im Auge behalten. So aber sitzt Ousman in einem Klassenzimmer von ISOP namens Kurkuma und erzählt von seinem bewegten wie prekären Leben. Seit fünf Jahren lebt er mittlerweile in Österreich, hat eine Ungarin zur Frau, einen dreijährigen Sohn, gute Deutschkenntnisse und den absoluten Willen zur Integration, aber immer noch keinen endgültigen Asylbescheid. Ousman, der seine Heimat nicht verlassen wollte, sondern musste, ist in Österreich gelandet, um Schutz zu suchen. Mittlerweile ist ihm das Land zur neuen Heimat geworden. Er hat hier nicht nur geistige Wurzeln geschlagen, sondern auch eine Familie gegründet. Über seine lange Flucht möchte er nicht reden, wohl aber über die Angst, die ihm seine Zukunft bereitet. „Ich habe hier viel gelernt, ich möchte noch viel lernen“, meint er, „ich würde gerne die Hauptschule abschließen (ISOP betreibt eine externe Hauptschule sowie alle notwendigen Vorbereitungsmaßnahmen dazu), einen Beruf erlernen und meinem Sohn eine sichere Zukunft ermöglichen.“ Aber das mit der Zukunft ist leider noch keine Gewissheit, auf die er bauen könnte. „Es ist nicht leicht hier“, so Ousman, „man erhält keine Möglichkeit zum Arbeiten, weiß nicht, was morgen auf einen zukommt, aber ich muss stark sein und stark bleiben für mein Kind.“ Man spürt den Belastungsdruck, wenn er spricht und sich bemüht, die Hoffnung auf Sicherheit und Stabilität nicht zu verlieren. Und man spürt, wie wichtig Kommunikation für Ousman ist, welchen Wert er auf den Austausch mit anderen Menschen legt. Nur die deutsche Grammatik fällt ihm noch schwer, aber der junge Mann, der bereits vier Sprachen konnte, als er nach Österreich kam, wird auch diese Hürde überwinden. „Gerade in einem anfangs fremden Land“, erklärt er, „muss man einfach zusammenhalten, sich mit den Leuten verständigen und notfalls neue

Wege gehen.“ An Flexibilität mangelt es dem Gambier nicht, aber er würde sich wünschen, heute schon zu wissen, was er morgen machen kann bzw. darf. Dennoch liebt er Österreich und Europa. Aber er verschließt seine Augen auch nicht vor deren Problemen. „Das wichtigste im Leben ist ein echter Zusammenhalt“, philosophiert er, „in der Familie, aber auch unter Ländern. Natürlich kann man nicht immer einer Meinung sein, aber man muss füreinander da sein, zusammenhalten und Differenzen überbrücken.“ Nicht einmal ein Friedensforscher hätte das besser auf den Punkt bringen können.

MAG.A GABRIELE WIESINGER,
TRAINERIN UND PROJEKTLEITERIN BEI ISOP,
ÜBER BERUF UND BASISBILDUNG

Gabriele Wiesinger: Mittlerweile arbeite ich seit sieben Jahren hier und kann sagen, dass es keine einheitlichen Gründe gibt, aus denen Menschen unsere Angebote der Basisbildung nutzen. Viele Personen erklären im Erstgespräch, dass sie endlich nach Unabhängigkeit von der Familie oder dem Mann streben und daher lesen und schreiben lernen wollen; andere wollen ihre Kinder in der Schule unterstützen können oder als MigrantInnen an einer soliden Zukunft in ihrer neuen Heimat bauen. Die TeilnehmerInnen sind also bunt gemischt, mit Deutsch als Erstsprache oder als Fremdsprache, viele bringen auch private Probleme mit, mit dem Partner, den Finanzen oder den Behörden, und wir versuchen dann, die jeweiligen Bildungsbedarfe auf den individuellen Alltag jedes einzelnen Menschen abzustimmen. Es gibt also immer einen Lebensweltbezug bei unseren Maßnahmen, weil die TeilnehmerInnen ihre persönlichen Ziele vorab definieren können.



Das wichtigste im Leben ist Zusammenhalt – und Verständnis (Ousman Bah und Gabriele Wiesinger)

Klaudia Blasl: Wo liegt die Befriedigung bei einem Beruf, der einen täglich vor neue Herausforderungen stellt?

Wiesinger: Ich finde es wunderbar zu sehen, wenn die Menschen Erfolge haben, und ich freue mich so, wenn ich sehe, wie viel sich vom Kurseinstieg bis zum Kursausstieg getan hat. Es ist schön mitzuerleben, wie motiviert Menschen sind, wie engagiert sie an ihrer Situation bzw. an der ihrer Familie arbeiten und versuchen, Probleme zu lösen, denn viele TeilnehmerInnen bei uns stammen aus den sozial schwächeren Schichten und wollen dennoch mehr aus ihrem Leben machen. Und wenn mir dann jemand, der erst lesen und schreiben gelernt hat, eine Ansichtskarte schreibt, dann bin ich furchtbar stolz, weil er bzw. sie dann auf einem guten Weg ist.

Ihr Wunsch an Europa und den ESF?

Wiesinger: Ich würde mir vermehrt Investitionen in die Zukunft der Menschen bzw. deren ganzer Familie wünschen, also viel mehr Angebote in der Basisbildung. Im Grunde geht es ja gerade dabei um eine selbstbestimmte Teilnahme am Leben. Die jeweilige Bildung in der Familie hat ja große Auswirkungen auf die Nachkommen, also Kinder und Enkel. Es macht einen Unterschied, ob daheim vorgelesen wird oder nicht, ob man Geschichten erzählt oder Formulare richtig ausfüllen kann. Kommt es zu einer Verbesserung der Bildungssituation im Elternhaus durch Stärkung der Basisbildungskompetenzen der Eltern, so wirkt sich das auch positiv auf die Chancen der nächsten Generation aus.

»RÜCKZUG IST
KEINE LÖSUNG«

MARYAM ASGARI



DIE GESAMTE BAND- BREITE DES LEBENS ...

„360° – KÄRNTEN FÜR EINSTEIGERINNEN“: HIER HABEN DIE TEILNEHMERINNEN ALLES GELERNT, WAS MAN FÜRS LEBEN BRAUCHT, SCHULFÄCHER WIE ARBEITSMARKTPROZESSE, KOCHEN, SCHWIMMEN UND GESUNDHEITSLHRE.

Die Kärntner Volkshochschule – im Gespräch mit der pädagogischen Leiterin Mag.a Beate Gfrerer

Klaudia Blasl: Wie entstand das Projekt 360°, welche Hoffnungen bzw. Zielsetzungen waren damit verbunden und konnten diese tatsächlich erreicht werden?

Beate Gfrerer: Im Rahmen dieses Projektes war es möglich, den TeilnehmerInnen (von Langzeitarbeitslosen bis zu Personen mit Migrationshintergrund) ein umfassendes (= 360°) Angebot zu bieten, angefangen bei einer Auffrischung bzw. Verbesserung der Grundkulturtechniken Lesen, Schreiben, Rechnen und Umgang mit dem PC, über Berufs- und Bildungsberatung, politische Bildung, Stärkung sozialer Kompetenzen und Persönlichkeitstraining bis hin zur Beschäftigung mit Themen aus dem Gesundheits-, Ernährungs- und Bewegungsbereich.

Welche Rolle kam dem ESF dabei zu, wo liegen die Vorteile bzw. wo sollte noch nachgebessert werden?

< Beate Gfrerer ist seit elf Jahren für 2500 Kurse jährlich zuständig

Wie sehen Sie den ESF im Hinblick auf die Tätigkeiten der VHS und angesichts der aktuellen europäischen Entwicklungen?

Gfrerer: Der ESF hat das Aufgabenfeld der Kärntner Volkshochschulen auf neue Zielgruppen in der Erwachsenenbildung geschärft. Es war dadurch möglich, neue innovative Projekte zu konzipieren und auch umzusetzen. Dies hat den Kärntner Volkshochschulen die Gestaltung eines alternativen Bildungsprogrammes und die Schaffung neuer Expertisen ermöglicht. Durch das Projekt konnte zudem eine Lösung angeboten werden, die Arbeitslosigkeit von Menschen mit diversen Bildungsdefiziten zu vermindern. Angesichts der europäischen Entwicklung wird es noch wichtiger sein, dass europäische Mittel direkt in die Bekämpfung von sozialen Problemlagen wie Armut, Bildungsdefiziten und Rassismus investiert werden, um eine Auflösung der Gesellschaft und der ihr zugrunde liegenden Solidarität zu verhindern.

Welchen Anteil haben ESF-Maßnahmen bei Ihnen bzw. sind damit bestimmte Schwerpunktsetzungen verbunden?

Gfrerer: In der vergangenen ESF-Förderperiode wurden zwei Drittel der gesamten Projekte in den

Kärntner Volkshochschulen durch ESF-Mittel finanziert. Kostenlose Grundbildungsangebote in ganz Kärnten, Maßnahmen zur Arbeitsmarktintegration, wie bei den 360° und die Möglichkeit zum Nachholen von Bildungsabschlüssen waren die größten VHS-Projekte der vergangenen ESF-Periode. Dadurch konnte nicht nur zahlreichen TeilnehmerInnen der Schritt aus der Langzeitarbeitslosigkeit ermöglicht werden. Es war auch eine Bereicherung für die VHS, da ProjektkoordinatorInnen, Administrationen, TrainerInnen und SozialpädagogInnen angestellt werden konnten und so ihre Expertise in die Institution brachten.

Haben sich die Herausforderungen und Zielgruppen Ihrer Maßnahmen im letzten Jahrzehnt stark verändert?

Gfrerer: Das Stichwort ist und bleibt Inklusion. Wir als gemeinnützige Erwachsenenbildungseinrichtung und ganz speziell als Volkshochschule vertreten einen emanzipatorischen Bildungssatz. Wenn Menschen an den Rand der Gesell-

schaft gedrängt werden und Bildung nicht mehr als Allgemeingut, sondern als Wirtschaftsgut verstanden wird, dann darf man sich nicht wundern, dass die Solidarität innerhalb der europäischen Gesellschaft schrumpft und veraltetes, national geprägtes Denken zunimmt. Hier braucht es die Unterstützung des ESE, um Exklusionstendenzen in sämtlichen gesellschaftlich relevanten Bereichen wie Bildung, Arbeit, Migration, Gesundheit, Politik und Wohnen entgegenzuwirken

Was würden Sie sich für die Zukunft wünschen?

Gfrerer: Die Kärntner Volkshochschulen wickeln schon seit zehn Jahren ESF-Projekte ab. Es ist ein großer Gewinn für Einrichtungen, in diesem Rahmen gute Projekte auf die Beine zu stellen. Allerdings wäre es notwendig, dass es eine nachhaltige Implementierung in den einzelnen Bundesländern gibt. Durch fehlende Übergangsfinanzierungen gehen gewonnene Expertisen sowie mühsam aufgebaute Zugänge zu schwer erreichbaren Zielgruppen leider oftmals verloren.

MENSCHLICHES, ÜBERMENSCHLICHES ...

MARYAM ASGARI AUS DEM IRAN

Sie hat die Grenzen des Möglichen nahezu überwunden und Unmögliches geschafft. Ein Menschenleben mit Vorbildcharakter.

Auch für die hübsche Frau aus Teheran ist zwanzig eine magische Zahl, denn vor exakt zwei Dekaden hat sie in Österreich ein neues Leben begonnen. Ein Leben, das allen Mut machen kann, die ohne Hoffnung sind. Maryam, mittlerweile zweifache Akademikerin und einst aus Teheran geflüchtet, hat ihr vermeintliches Schicksal in jeder Hinsicht besiegt – und sich aus den Steinen auf ihrem Weg eine Brücke in eine bessere Zukunft gebaut. Kaum angekommen, konnte sie gleich den meisten anderen Asylsuchenden die Landessprache nicht. Zudem fehlte es ihr sogar am nötigen Mut, alleine einkaufen zu gehen.

Sie hatte Angst vor der Straße, Angst vor den Menschen und allergrößte Angst vor Polizisten, die sie nur als brutal und bedrohlich in Erinnerung hatte. Dennoch wagte sie sich irgendwann nach draußen, begann eine Arbeit in einer Fabrik und nebenher einen Deutschkurs an der VHS Klagenfurt. Asgari, die in ihrer ehemaligen Heimat Labormedizin studiert hatte, litt nicht nur unter ihrer Isolation, sondern auch an mangelnden Chancen auf dem Arbeitsmarkt.

„Ich wollte unbedingt die Sprache beherrschen und etwas machen, das auch für mich interessant ist, das mich fordert und wo ich Kontakt zu vielen Menschen habe, und nicht mehr als Kellnerin oder Fabrikarbeiterin mein Dasein fristen“, erzählt sie. Und weil sie schon bald sehr gut Deutsch konnte, begann sie, für afghanische und iranische, teils

schwer traumatisierte Flüchtlinge zu dolmetschen und lernte Prof. Klaus Ottomeyer von der Universität Klagenfurt kennen. Er motivierte Maryam zu einem Psychologiestudium, das die energiegeladene Frau mittlerweile auch erfolgreich beendet hat.

„Damals hatte ich gerade ein dreijähriges Kind, also konnte ich nur lernen, wenn mein Mann und das Kind schlafen gegangen waren, also zwischen ein Uhr nachts und sieben Uhr morgens.“ Damit nicht genug, hat Asgari zudem eine Ausbildung für DaF abgeschlossen, mit 49 Jahren schwimmen gelernt, ein Kochbuch herausgegeben, ihre Dissertation ins Auge gefasst, für NGOs im Bereich Schutz vor Gewalt übersetzt, mehr als einen Arbeitsplatz, Zeit für ihren Sohn Karl, der das Gymnasium besucht, und jederzeit ein offenes Ohr für die Probleme von MigrantInnen. „Gerade wir müssen uns beweisen, wenn wir nicht am Rande der Gesellschaft stehen wollen. Wir möchten uns ja integrieren, lernen und arbeiten, aber dafür brauchen wir auch Unterstützung, also das Budget dafür sollte gerade in Zeiten wie diesen vorhanden sein.“

Rückzug ist keine Lösung, erklärt Asgari, die ihr neues Leben mit einem unfassbaren Engagement in Angriff genommen und eine – selbst für Inländer – bewundernswerte Karriere gemacht hat. Seit 2010 ist sie an der VHS als Sozialpädagogin für Wiedereinsteigerinnen in den Arbeitsmarkt tätig, wobei sie neben den Grundkompetenzen auch Zeitmanagement, Selbstmanagement und den Umgang mit kritischen Situationen lehrt. Vom Jahr 2012 an lief dann das Erwachsenenbildungsprojekt „360°, Kärnten für Einsteigerinnen“ an.



Daran nahmen Jugendliche ab 16, 17 Jahren ebenso teil wie Menschen über fünfzig. Mit den EinsteigerInnen wurde gelernt, aber auch gekocht, gewandert und über Heimweh und mangelnde Motivation gesprochen. Von 15 TeilnehmerInnen erreichten nach dem Praktikum gleich acht eine Arbeitsaufnahme, „ein riesiger Erfolg“, freut sich Asgari noch heute. Sie hofft, dass im Januar 2016 ein neuer Durchgang von 360° gestartet werden

kann, denn „es hat sich wirklich bezahlt gemacht“. Und noch einen Wunsch hat sie an das Leben, an ihres, aber auch an das von allen anderen Menschen: „MigrantInnen und Einheimische sollen miteinander und nebeneinander gut leben können und statt nach Herkunft und Religion zu urteilen, sollte man auf die Menschlichkeit schauen. Hier bei uns, in Europa und auf der ganzen Welt.

REZEPT

DEUTSCH LERNEN DURCH KOCHREZEPTE

Farbcode: weiblich rot, Neutrum grün, männlich blau

PITA MIT KÄSE

Zutaten:

2 Becher Sauerrahm (2x 250g)

600g körniger Frischkäse

2 x 150g Naturjoghurt

500g Strudelteig (ganz dünne Einzelblätter)

10 Esslöffel Öl

4 Eier

Salz (ca. 2 Esslöffel, halbvoll)

Zubereitung:

Backrohr auf 200° C vorheizen, die Zutaten in der Schüssel mischen, Blech und Blechrand mit Öl bestreichen. 2 Schichten Teig auf das Blech legen, mit der Käsefüllung bestreichen, jetzt 1 Schicht Teig und die Füllung abwechselnd auftragen, bis es alle ist. Pita einstechen, 10 bis 15 Minuten backen, dann mit etwas Wasser übergießen, unter einem Tuch ca. 5 Minuten ruhen lassen, bis der Teig an den Ecken weich ist.

< Maryam Asgari aus dem Iran:
Vom Asyl zur akademischen Karriere

1 weil es in meinem
Land Krieg gibt.

1 weil meine Eltern geflüchtet
sind.

Wünsche

~~ein~~ + Apothekerin werden

Job + ^{später} eine Familie haben

WEIL ES IN MEINEM LAND KRIEG GIBT ...

SEIT EXAKT ZWANZIG JAHREN SORGT DAS INTEGRATIONSHAUS FÜR SCHUTZ, SICHERHEIT, BERATUNG, BETREUUNG, BILDUNG, ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN SOWIE EIN DACH ÜBER DEM KOPF.

Das Integrationshaus – im Gespräch mit Geschäftsführerin DSA Andrea Eraslan-Weninger, MSc.

Klaudia Blasl: 1995 wurde der Verein Projekt Integrationshaus gegründet. Heute gilt er als ein national wie international anerkanntes Kompetenzzentrum, was die Aufnahme und Integration von Asylsuchenden, subsidiär Schutzberechtigten, Flüchtlingen und MigrantInnen betrifft. Wodurch?
Andrea Eraslan-Weninger: Uns war es von Anfang an ganz wichtig, auf die Bedürfnisse von Menschen einzugehen, die einen erhöhten Betreuungsbedarf aufweisen, also Traumatisierte, AlleinerzieherInnen, physisch und psychisch Kranke sowie unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Da wir uns als aktiven Gegenpol zu Rassismus und Ausgrenzung verstehen, kämpfen wir nicht nur für den Schutz von Flüchtlingen und Asylsuchenden, sondern natürlich auch für eine gelebte Mehrsprachigkeit, für gesellschaftliche Vielfalt und spür-

bare Chancengerechtigkeit. Zudem gehen wir nach einem ganzheitlichen Beratungs- und Betreuungsansatz vor, das heißt, wir arbeiten interkulturell, mehrsprachig und sehr innovativ, was neue Maßnahmen und Ideen betrifft. Insbesondere in europäischen Projekten wird viel an fachlich überaus interessanter Entwicklungsarbeit geleistet.

Wobei wir generell zwei große Bereiche abdecken. Auf der einen Seite stehen Beratung und Betreuung, auch psychosozialer und rechtlicher Natur, auf der anderen eine Vielzahl an Projekten in der Bildungs- und Kulturarbeit. Vor allem aber möchten wir in jeder Hinsicht Hilfe zur Selbsthilfe bieten.

Ein paar Beispiele für fachliche Entwicklungsarbeit, was europäische Projekte betrifft?

Eraslan-Weninger: Der ESF stellte und stellt natürlich eine gute Ressource dar, um neue Maßnahmen nicht nur entwickeln zu können, sondern diese auch zu erproben und nachhaltig zu implementieren. So etwa Ausbildungslehrgänge für MultiplikatorInnen, Projekte wie „Leuchtturm“ oder „MIGRA-TRAIN“, ein Lehrgang, durch den Personen mit Migrationshintergrund zu TrainerInnen

< Andrea Eraslan-Weninger und das Integrationshaus betreuen mehr als 4000 Flüchtlinge und MigrantInnen pro Jahr





„Gemeinsam statt einsam“ die ersten Schritte in ein neues Leben gehen

und BeraterInnen im Bildungs- und Arbeitsmarkt-kontext ausgebildet wurden. Leider fand 2011 der letzte Lehrgang statt, den 16 Menschen aus 14 Nationen und mit insgesamt 26 Fremdsprachen absolviert haben.

Was wäre, wenn es keine ESF-Förderungen gäbe, was sollte sich ändern und wo liegen die größten Herausforderungen?

Eraslan-Weninger: Noch heute freue ich mich, wenn ich an das Jahr 2001 denke, wo im Rahmen des EQUAL-Programms sehr viele Maßnahmen für Asylsuchende angeboten werden konnten. Es ist wirklich schade, dass diese aufgrund mangelnder Finanzierung nicht nachhaltig umgesetzt werden konnten. Das fehlt bis heute, und Folgeprojekte gab es keine. Hierin sehe ich auch nach

wie vor ein ganz großes Problem, das vor allem die Integration dieser Menschen betrifft, denn die heutigen Angebote dafür setzen zu einem viel zu späten Zeitpunkt an. Oft dauern die Verfahren eine lange Zeit und erst danach bestehen Möglichkeiten für einen Sprachkurs etc. So geht wertvolle Lebenszeit und ein noch wertvolleres Potenzial verloren. Gerade jetzt, wo so viele Flüchtlinge mit guter Ausbildung und hoher Motivation hier sind, sollten diese so rasch wie möglich in den Arbeitsmarkt integriert werden, durch Sprachkurse und Maßnahmen zur Anerkennung der mitgebrachten Qualifikationen.

Die erzwungene Arbeitslosigkeit während des Asylverfahrens führt zu Resignation und sozialem Rückzug sowie zu deutlichen gesundheitlichen Problemen, wie zum Beispiel schweren Depres-



Ruzanna Madatjan aus Armenien verhilft Frauen zu echter Selbstständigkeit im Leben

sionen. In der EQUAL-Periode war es zumindest möglich, Maßnahmen für Asylsuchende zur Vorbereitung auf dem Arbeitsmarkt durchzuführen. Aktuell haben wir erfreulicherweise zwar viele ESF-Projekte, wobei Asylsuchende nur im Rahmen der Sprach- und Basisbildung teilnehmen können. Hier gibt es aber leider viel zu wenig Plätze. Bei den Jugendlichen kommen derzeit auf zehn Kursplätze siebzig InteressentInnen auf der Warteliste. Es müssten viel mehr Maßnahmen für diese Zielgruppe geschaffen und Mittel bereitgestellt werden, um den aktuellen Bedarf zu decken. Danach könnten die Jugendlichen einen Schulabschluss oder eine Lehre machen bzw. sich in den Arbeitsmarkt integrieren. Aber diese Chance ist derzeit nur wenigen vorbehalten.

TAG UND NACHT IST JEMAND FÜR DICH DA

WIE ÖSTERREICH ZU IHRER HEIMAT WURDE
DIE JUGENDCOACHIN
DI RUZANNA MADATJAN ERZÄHLT

Ruzanna, die Frau mit der sanften Stimme, hat es geschafft. Sie ist in ihrem neuen Leben angekommen. Das junge Mädchen mit den verschreckten Augen, das nach Österreich geflüchtet ist, weil es in seinem Land Krieg gibt, wird dafür noch länger brauchen. Aber das Integrationshaus begleitet auch die kleine Serbin auf diesem schwierigen Weg. So wie es Ruzanna vor zwölf Jahren in allem geholfen hat, sich eine neue, menschenwürdige Existenz aufbauen zu können. Die Armenierin, die



Zukunft hat viele Gesichter und eine neue, gemeinsame Sprache

mit ihrem Mann und drei Kindern einst zu neuen, sicheren Horizonten aufgebrochen ist, hat sich von Anfang an wohlgefühlt in der Engerthstraße. „Hier hast du gewusst, dass Tag und Nacht jemand für dich da ist“, meint sie und fühlt sich ihrem ersten sicheren Hafen auch heute noch innig verbunden. Kaum hatte die Ingenieurin für Automatisierungstechnik Deutsch gelernt, absolvierte sie den MIGRA-TRAIN-Lehrgang, um selbst im Sozialbereich tätig zu werden. Schon damals wollte Ruzanna vor allem Frauen helfen, damit diese selbstständig werden, eine Arbeit finden, ein Stimmrecht in der Familie erhalten. Man spürt ihre Freude, wenn sie darüber berichtet. „Es ist eine befriedigende Arbeit und ich bin sehr glück-

lich“, erzählt sie, „viele Frauen, denen ich helfen konnte, einen Job zu finden, die haben vor Glück geweint, selbst wenn es eine Reinigungskraft war.“ Sie selbst hat ihre Diplomarbeit über „hochqualifizierte Migrantinnen“ verfasst, denn es kränkt sie ungemein, dass so viele Frauen mit tollen beruflichen Ausbildungen nur niederschwellige Jobs erhalten. Ruzanna selbst fand bereits zwei Wochen nach MIGRA-TRAIN eine erste Anstellung. Seit 2015 ist sie für Wienwork tätig und fühlt sich in jeder Hinsicht völlig integriert. Dennoch ist der freundschaftliche Austausch und die Vernetzung mit dem Integrationshaus geblieben. „Wir sind alle eine große Familie hier, wir werden immer füreinander da sein.“



Im Integrationshaus zählt der Mensch, nicht seine Nationalität

RUHE, FRIEDEN, SICHERHEIT

Dass Ruzanna mit ihrer Familie ausgerechnet in Österreich gelandet ist, war reiner Zufall. „Vermutlich hat das Schicksal es gut mit mir gemeint“, sagt sie heute und lächelt verhalten. Hier hat sie gefunden, was in Armenien fehlt: Ruhe, Frieden, Sicherheit und eine Zukunft für ihre Kinder. „In Armenien kann jeder Tag zu einem schwarzen Loch werden, das deine ganze Existenz verschlingt.“ 2013 war es dann, dass die Familie Madatjan – inzwischen alle mit österreichischer Staatsbürgerschaft – zum ersten Mal wieder ihr Herkunftsland besuchte, anfänglich mit gemischten Gefühlen.

Bereits nach kurzer Zeit hieß es: „Wann fahren wir wieder zurück nach Hause?“ Nach Hause in Österreich, wo die 21-jährige Tochter Schuschanna Tourismus studiert, die 18-jährige Elena eine Business-School besucht und der Sohn Vahram auf die Mödlinger HTL geht. Und eine Enkelin gibt's auch schon. „Ich bin glücklich, die Kinder sind glücklich, mein Mann, der gleichfalls eine angemessene Arbeit hat, ist auch glücklich, im Grunde hab ich fast keine Wünsche mehr.“ Aber zwei sind ihr dann doch noch auf Anhieb eingefallen: die Stabilisierung von Europa und mehr Unterstützung für das Integrationshaus, denn „hier wird der Schritt vom Überleben zum Leben vollzogen“.

»JEDER LEBENSWEG
UND JEDER BILDUNGSWEG
IST INDIVIDUELL«

ROBERT GABRIS



WIR HABEN DIE KRAFT ...

ABER NOCH FEHLT ES ZU VIELEN ROMA UND SINTI AM NÖTIGEN MUT UND DEN ENTSPRECHENDEN MÖGLICHKEITEN FÜR EINE ERFOLGREICHE INTEGRATION. DIE ROMBAS-STUDIE ANALYSIERT DEREN AKTUELLE BILDUNGS- UND AUSBILDUNGSSITUATION.

Im Gespräch mit Dr. Mikael Luciak, wissenschaftlicher Leiter der ROMBAS-Studie

Klaudia Blasl: Wie entstand die Idee zur ROMBAS-Studie, also infolge welcher Notwendigkeit?

Mikael Luciak: Recherchen für ein Buchprojekt und der Austausch von Roma- und Sinti-Angehörigen im Projekt „Roma an die Universität!“ machten deutlich, dass die Bildungssituation von Roma und Sinti in Österreich nur wenig erforscht ist, es aber Handlungsbedarf gibt, was die oft prekäre Bildungslage anbelangt. So entstand das Interesse an einer Bildungsstudie unter Beteiligung von Roma und Sinti unter der Annahme, dass Roma und Sinti als ForscherInnen einen besseren Zugang zu den verschiedenen Roma-Communitys haben.

Wie bzw. wann kam der ESF ins Spiel?

Luciak: Die Mittel für das Projekt „Roma an die Universität!“ wurden vom damaligen Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur bereitgestellt. Für ROMBAS waren jedoch größere finanzielle Mittel notwendig. Da mit Mitteln des ESF bildungsbenachteiligte Gruppen gefördert werden können und als Voraussetzung für diese Förderung ein besserer Einblick in die Bildungssituation dieser Gruppen als notwendig erachtet wurde, entstand die Überlegung, mit anderen

Partnern um ESF-Mittel anzusuchen, damit die Studie verwirklicht werden kann.

Die Studie war bzw. ist Teil des Gesamtprojekts VIV – Inklusion und höhere Bildungsabschlüsse. Welche Zielsetzungen sind damit verbunden, wie würde die ideale „Zukunftsvision“ aussehen und was wäre dafür nötig?

Luciak: Die Thematik Inklusion und höhere Bildungsabschlüsse eignete sich gut für die Entwicklung und Durchführung der ROMBAS. Der Austausch mit Erwachsenenbildungsinstitutionen (wie in diesem Fall die VHS) ermöglichte einen Diskurs über die Entwicklung von niederschwelligen Maßnahmen der Bildungsberatung für Roma-Angehörige. Im Rahmen des Gesamtprojekts wurden dann auch für Roma-Angehörige Bildungsberatungen angeboten. Die „Zukunftsvision“ ist die stärkere Einbindung von Roma und Sinti, die – nach entsprechender Schulung – selbst als BildungsberaterInnen fungieren. Für diese Schulungen bedarf es entsprechender finanzieller Mittel. Unter anderem könnten bereits im Schulbereich tätige Roma-SchulmediatorInnen, die derzeit noch über Roma-Vereine finanziert werden, als BildungsberaterInnen ausgebildet werden.

Wie sehen Sie die Bedeutung der Studie bzw. welche Schritte oder Folgeprojekte sollen aus ihr erwachsen?



In der ROMBAS-Studie wurde unter der Leitung von Mikael Luciak erstmals die aktuelle (Aus-)Bildungssituation von Roma und Sinti erhoben und analysiert

Luciak: Einerseits gibt ROMBAS einen besseren Einblick in die heterogene Bildungssituation von Roma und Sinti unterschiedlicher Gruppen und Generationen und in notwendige Maßnahmen zur Verbesserung der Bildungssituation. Andererseits hat sie zum Empowerment der an der Studie beteiligten Roma und Sinti geführt. In einem Folgeprojekt ist die Weiterqualifizierung Letzterer geplant, die dafür ausgebildet werden sollen, als TrainerInnen und SeminarleiterInnen im Schul- und Erwachsenenbildungsbereich tätig zu sein. In einem ersten Schritt werden sie dazu ausgebildet, Vorträge und Workshops zur Bildungssituation der Roma und Sinti an Bildungseinrichtungen selbstständig abzuhalten (u. a. auch zu den Ergebnissen der ROMBAS).

Was würden Sie sich von Europa und den ESF für die Zukunft wünschen?

Luciak: Der ESF fördert Maßnahmen, die bildungsbenachteiligten Gruppen zugutekommen sollen. Um sagen zu können, wie erfolgreich diese Maßnahmen sind, bedarf es eigener Evaluationen. Wichtig und wünschenswert erscheinen mir jedenfalls zwei Punkte: zum einen die Einbindung von Betroffenen aus den jeweiligen Zielgruppen in die Entwicklung und Umsetzung dieser Maßnahmen (inklusive Ansatz) und zum anderen eine Erleichterung für kleinere NGOs, sich an ESF-Projekten zu beteiligen. Unter anderem stellt der sehr große Aufwand für die finanzielle Abwicklung von (selbst niedrig dotierten) ESF-Projekten oft eine große Hürde dar.



Aufmerksamkeit statt Ausgrenzung, Kunst statt Klischee – Robert Gabris ist in vielen Welten daheim

ICH BIN HERR MEINER WELTEN

EIN BESUCH IM ATELIER SOWIE EIN BLICK IN SEIN LEBEN

ROBERT GABRIS, BILDENDER KÜNSTLER,
LEHRBEAUFTRAGTER UND ROM

Robert Gabris, der aus Hnúšt'a (Slowakei) stammt, die Meisterklasse für Szenografie an der Akademie der bildenden Künste in Wien absolvierte und mittlerweile bereits selbst an der Zeichenfabrik unterrichtet, weist nicht nur eine bildende, sondern auch eine beispielhafte Karriere auf. Denn Robert Gabris ist Rom. Eine Minderheit, die nach wie vor gegen Benachteiligungen, Ausgrenzungen und Ablehnung zu kämpfen hat. Aber wer für sich, seine Visionen und seine Kultur kämpft, der kann es heutzutage

auch schaffen. Was der junge Künstler im wahrsten Sinn des Wortes beeindruckend zur Schau stellt.

Bereits die Grafiken, Zeichnungen und Kupferstiche, die in seinem neuen Wiener Atelier in der Neulerchenfelder Straße die Wände zieren, vermitteln tiefe Einblicke in die starke Persönlichkeit des Künstlers und dessen Geschichte. Aber Robert findet auch treffende Worte für sein Leben. Und das vieler anderer Roma.

DIE KINDER WURDEN EINFACH EINGEPACKT

„Damals im Kommunismus“, erzählt er, „sind sie mit den Autos gekommen und haben die Kinder

einfach eingepackt, weil sie die ‚Roma‘ als unfähig eingestuft haben, sich um ihre Kinder zu kümmern. Also die soziale Lage, die Hygiene, Gesundheit, das Nahrungsangebot und die Ausbildung von Eltern und Elternhaus entsprachen nicht den damals als ‚normal‘ bezeichneten gesellschaftlichen Formen.“

Robert verbrachte seine Kindheit, gleich vielen anderen und getrennt von seinen sieben Geschwistern, in einem Kinderheim. Rückblickend glaubt er, dass es weniger an den subjektiven Umständen lag als an einer objektiven Kategorisierung der Roma als „unfähig“. Was damals wie heute ein reines Vorurteil ist. Diese größte ethnische Minderheit in Europa (es leben etwa sechs Millionen Roma in EU-Staaten) leidet primär an ihrer Marginalisierung. Sie werden an den Rand der allgemeinen Wahrnehmung gedrängt und haben daher einen weiteren Weg zu Bildung und Beruf zu bewältigen. Dennoch haben immer mehr von ihnen Erfolg. Nicht nur Robert, der durch seine Mitarbeit an der ROMBAS-Studie auch die Lage der „österreichischen“ Sinti und Roma besser kennen lernte. „Die dritte Generation weist bereits ein weitaus höheres Bildungsniveau auf als deren Großeltern“, erklärt er. Doch generell haben es Roma immer noch schwerer, aufgrund ihrer Lebensbedingungen, faire Chancen zu erhalten, eine Arbeit zu bekommen und eine gleichwertige Position einzunehmen. Noch viel zu viele sind von Anfang an mit Antiziganismus und Ausgrenzung konfrontiert.

JEDER LEBENSWEG UND JEDER BILDUNGSWEG IST INDIVIDUELL

Daher weist Robert zu Recht alle Verallgemeinerungen hinsichtlich seiner Herkunft und seiner Kunst von sich. Er hat seinen Weg beschritten,

andere müssen andere Wege gehen. Aber dabei helfen sollte man ihnen auf jeden Fall. Er selbst fühlt sich gänzlich integriert in seiner zweiten Heimat Österreich. Wobei er anmerkt, dass Roma sich generell sehr schnell und sehr gut integrieren. „Egal, wo sie sind, beherrschen sie die Sprache des Landes und die Roma-Sprache, bewahren eine eigene Kultur und integrieren sich in eine fremde Kultur.“ Also Bereicherung statt Armut. Gabris spricht sich auch dezidiert für eine Fortsetzung der Studie bzw. Umsetzung einiger grundlegenden Maßnahmen aus, denn „auch wenn die Studie bereits beendet wurde, stehen wir erst am Anfang“. Die Roma müssen selbst sagen dürfen und können, wo sie ankommen wollen und was sie dafür brauchen.

SELBSTBESTIMMT STATT WEGGESPERRT

Die beeindruckenden wie bedrückenden Werke von Robert Gabris stellen ein Tor dar, durch das man Zutritt zur Welt der Roma erhält. Für die Ausstellung „Romane Thana – Orte der Sinti und Roma“ hat der Künstler einen Bilderzyklus mit blauem Herz produziert, dessen Aussagen über Ausgrenzung, Identität, Zugehörigkeit und Lebensrealität in zweierlei Hinsicht unter die Haut gehen. Als Bild, aber auch als Geschichte dahinter. „Mein Vater ist zwanzig Jahre im Gefängnis gesessen“, erzählt er, „und in dieser langen Zeit hat er sich seine Familiengeschichte als unvergängliche Erinnerung überall auf die Haut tätowiert.“ Diesen Anblick hat er danach in diversen Kupferstichen verewigt. Denn Roma sind Menschen wie alle anderen, sie lieben ihre Familie, möchten weiterkommen im Leben und eine Geschichte haben, eine Geschichte, die auch schwierige Zeiten überdauert. Für Roberts Vater blieben diese Wünsche unerfüllt, aber der Sohn hat es geschafft.

A woman with long brown hair, wearing a grey tank top and dark pants, sits on a yellow bench in a craft shop. She is looking towards the camera. In the foreground, a large piece of driftwood is mounted on a concrete block. A golden retriever is lying on the floor next to her. The background is filled with various craft items, including circular frames and colorful patterns.

»JUGENDLICHE SOLLTEN
MEHR ZUWENDUNG
ERFAHREN«

OLIVIA ARTHOFER

WIR SIND FÜR VIELE DER EINZIGE TRUMPF

IM GESPRÄCH MIT MAG.A OLIVIA ARTHOFER

Mag.a Olivia Arthofer wurde in Grieskirchen geboren. Sie studierte auf der Kunstuniversität in Linz Malerei und Grafik. Danach arbeitete sie als Betreuerin für Menschen mit Behinderungen und machte eine Ausbildung als Lern-, Sozial- und Berufspädagogin. Zum FAB kam sie vor zwölf Jahren als Leiterin eines Jugendprojekts in ihrer Heimatstadt Grieskirchen. Seit fünf Jahren arbeitet sie nun beim Projekt „Talon“ in Wels mit, seit zwei Jahren ist sie die Betriebsleiterin.

Gerhard Loibelsberger: Sie leiten den „Talon“ und sind Angestellte des FAB – des Vereins zur Förderung von Arbeit und Beschäftigung. Wie kamen Sie zum FAB und zum Projekt „Talon“?

Olivia Arthofer: Im Zuge der sozialpädagogischen Ausbildung hab ich einen Praktikumsplatz beim bfi in Grieskirchen bekommen. Das bfi war im selben Haus wie der FAB, und so bin ich zum FAB gekommen.

Wie kam es zum Namen „Talon“?

Arthofer: Beim Start dieses Projektes mussten wir uns einen Namen überlegen. Und da die Ausgrenzung von drogenabhängigen Menschen allgegenwärtig ist – in Schulen, in der Gesellschaft und bei Jobs –, sind wir mit unserem Projekt diejenigen,

die für diese Menschen etwas im Talon haben. Wir sind für viele der einzige Trumpf.

Wie kam man auf die Idee, hochwertige künstlerische Produkte von Jugendlichen mit Drogenproblemen herstellen zu lassen?

Arthofer: Für junge Drogenabhängige gab es in Wels keinerlei Beschäftigung und Arbeit. Es gab ausreichend professionelle Beratung, Therapie, Begleitung, aber eine sinnvolle Beschäftigung hat gefehlt. Und so haben wir uns entschlossen, etwas Außergewöhnliches für außergewöhnliche Menschen zu machen: hochwertige Produkte im Trash-Design.

Das Projekt „Talon“ besteht aus zwei Teilen: aus Werkstatt und Shop. Wie läuft der Shop?

Arthofer: Das hängt von der Saison ab. Im Sommer ist es immer etwas flau. Aber vor Weihnachten und vor Ostern läuft der Verkauf super. Außerdem produzieren wir immer mehr Spezialanfertigungen für Kunden, die uns Aufträge geben. Sehr gefragt sind die von uns angefertigten Unikate. Ein Highlight im letzten Jahr war der Auftrag, für das Bruckner Orchester Linz Weihnachtskarten zu entwerfen. Eigentlich ist „Talon“ ein offenes Atelier geworden.

Der Arbeitsbeginn in der Werkstatt beginnt täglich mit einem Frühstück. Warum?

Arthofer: Weil das bisserl Geld, das die Jugendlichen haben, von ihnen nicht fürs Essen ausgegeben wird. Viele sind sehr mager, das Essen hat keine Wertigkeit mehr in ihrem Leben. Bei uns lernen sie wieder, genussfähig zu werden. In vielerlei Hinsicht ...

Außerdem bietet das gemeinsame Frühstück immer eine Möglichkeit, uns auf die Tagesverfassung der Jugendlichen einzustellen.

Was bietet „Talon“ den Jugendlichen außer drei Stunden kreative Arbeit pro Tag und tägliche Entlohnung?

Arthofer: Eine Anstellung auf geringfügiger Basis. Die Entlohnung erfolgt kollektivvertraglich. Die Jugendlichen können sich außerdem sehr günstig selbst sozialversichern.

Ein Zugpferd bei uns ist die Freiwilligkeit. Es gibt keine Zuweisungen oder Druckmittel. Wir haben den denkbar niederschwelligsten Zugang für unsere Zielgruppe.

Zu den „Talon“-Spielregeln gehört unter anderem ein „wertschätzender Umgang“, den es in der realen Arbeitswelt ja oft nicht gibt. Wieso gibt es diese Spielregel?

Arthofer: Ein wertschätzender Umgang ist die Grundvoraussetzung fürs Zusammenleben und Zusammenarbeiten. Sonst dürfen die Jugendlichen bei uns sein, wie sie sind. Wir versuchen nicht, unsere Erwartungshaltungen über sie drüberzustülpen.

Gelingt es Ihnen, Jugendliche von der Drogenszene wegzubringen und zurück in ein normales Leben zu führen?

Arthofer: Funktionieren tut das nur, wenn sie es selber wollen. Wir können ihnen nur eine für ihre Gesundheit förderliche Umgebung und Umwelt bieten. Das kann natürlich dazu beitragen, aus der Drogenszene auszusteigen.

Wie lange kann ein(e) drogenabhängige(r) Jugendliche(r) in der „Talon“-Werkstätte bleiben? Einige Wochen oder auch einige Monate?

Arthofer: Wir machen immer Jahresverträge, die am 1. Jänner auf Wunsch verlängert werden.

Wir haben 2014 eine durchschnittliche Verweildauer von 3,2 Monaten gehabt. Das ist in etwa die Zeitspanne, die Jugendliche brauchen, um wieder Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten zu entwickeln. Das Gefühl „Ich schaff was!“.

Jugendarbeitslosigkeit ist ein europaweites Problem. Helfen Sie den betreuten Jugendlichen auch konkret, Arbeitsstellen zu finden?

Arthofer: Ja. Bewerbungsaktivitäten unterstützen wir in jeder Hinsicht. Alles, was zu ihrer Existenzsicherung und Gesundheit beiträgt, wird von uns unterstützt.

Was sollte Ihrer Meinung nach in Europa gegen die Jugendarbeitslosigkeit getan werden?

Arthofer: Der Fokus aller Bemühungen sollte darauf gerichtet sein, die Fähigkeiten der Jugendlichen zu fördern. Derzeit liegt der Fokus eher beim Ausmäzen von Schwächen.

Wie wichtig ist die ESF-Unterstützung von Jugendeinrichtung à la „Talon“?

Arthofer: „Talon“ wäre wahrscheinlich ohne ESF-Unterstützung nicht möglich gewesen. Bei unserem Projekt hat ja am Anfang niemand gewusst, ob das die Zielgruppe annimmt und ob das funktioniert.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes, neoliberales Image. Wie könnte man das ändern?

Arthofer: Das negative Image beruht auf einem Informationsmangel in unserer Gesellschaft.

So einen Informationsmangel gibt es übrigens auch über die Arbeit im Bereich der Suchtprävention.

Drei Dinge, die Sie sich für Europas Jugendliche wünschen würden?

Arthofer:

- dass sie Jugendliche sein und dass sie ein Risikoverhalten haben dürfen;
- dass sie weniger kontrolliert und ihre Stärken geschätzt werden;
- dass sie mehr Zuwendung erfahren.

Generell stell ich mir folgende Frage: Wo sind die Vorbilder für Europas Jugendliche?

LITERATUR AM RAND

In einer vom „Talon“ initiierten Schreibwerkstatt sind Texte entstanden, die hier auszugsweise zitiert werden. Verfasst wurden sie von Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen, die drogenabhängig sind und die im „Talon“ eine Teilzeitarbeit und einen Anhaltspunkt in ihrem Leben gefunden haben.

Also mit elf fing ich an zu rauchen, mit zwölf lernte ich die Einstiegsdroge (was ich nicht glaube, dass sie als Einstiegsdroge gilt) kennen. Doch dieses Gefühl von Schwereelosigkeit, Schwindel und Erbrechen mochte ich nicht. Was ich dazu sagen muss, ich war auch immer an den Tagen mit meiner Freundin schwer alkoholisiert, und das mit Drogen zu vermischen ist sowieso ein Knaller. Also Fin-

ger weg! Irgendwann lernte ich mit der Zeit dann KOKAIN kennen. Denn das war's, was sie sich immer heimlich hineinzischten. Anfangs ging's noch über die Nase, aber die Nadel war nicht weit. Und das war mein Absturz. Das Kokain puschte mich tagtäglich förmlich auf, die Tage liefen super, das Geld dafür ergatterte ich mir immer wieder von Freunden und Verwandten. Stehlen musste ich für Drogen nie gehen.

Ich fragte meine Freundin irgendwann, wer denn der nette Junge in der Clique ist, denn ich entwickelte Interesse, und umso öfter ich ihn sah auch innerliche Gefühle. Sie erwähnte seinen Namen und sagte jedoch, falls ich mich ihm näherte, sollte ich auf der Hut sein. Zu diesem Zeitpunkt nahm ich bereits, wie erwähnt, NIKOTIN, KOKAIN und ALKOHOL zu mir und die Welt schien mir perfekt. War sie aber nicht mehr.

Mein Gewicht flog davon, und so schnell konnte ich gar nicht schauen, war das Kokain zwar keine körperliche jedoch eine psychische Abhängigkeit. Also ein Tag ohne Koks ging gar nicht. Es kamen jedoch Tage, wo es einen Mangel an Ware gab und, ja, ich hätte mir von irgendwem irgendeinen Mist aus einer Mischung von Amphetaminen und Koksmischungen kaufen können, das war mir jedoch das Geld nicht wert. Die anderen kannten das Gefühl, wenn es mal ein paar Wochen gar nichts mehr gab, aber für mich war das Neuland und mein Kopf tickte und war kurz davor zu explodieren. Ich war nicht mehr ich, mein Kopf entschied sich für Dinge, die ich nie machen hätte sollen. Gut, ich nahm es so hin, wie es kam, denn ich konnte ja sowieso nicht aus und lernte den hübschen Jungen von der Clique nebenan kennen. Auch er schien mir anfangs nicht gefährlich zu sein, doch er war mein sogenannter Endgegner. Er gab mir den sogenannten ersten Schuss.



Eine „Talon“-Impression

Ich schwebte im siebten Himmel, war verliebt und alles rundherum war wie im Märchen. Nach circa acht Tagen täglichen Opiat- und Morphinconsums war mein Körper natürlich darauf eingestellt und brauchte Stoff. Ich wachte oft schon mitten in der Nacht schweißgebadet neben meinem Freund auf und wusste nicht einmal, was mir genau wehtun würde, weil mir alle Gelenke schmerzten und, ja so ein Gefühl kann man nicht beschreiben bzw. einer Person beschreiben, die diese Abhängigkeit nicht kannte.

Weiblich, 26 Jahre

Ich möchte nicht als Junkie und Drogenopfer sterben, aber man weiß ja nie, was noch alles passieren wird! Ich bin noch so jung und habe schon so viele Fehler! Nun muss ich halt damit leben! Natürlich hat man auch manchmal den Gedanken, dass man

aufgibt und seinem Leben das Ende setzt. Jetzt bin ich froh, dass ich es nicht getan habe, oder bin froh, dass ich zu wenig Geld für eine Überdosis hatte! Man muss immer vorwärts- und nicht zurückdenken. Mal sehen, was meine Zukunft mir bringen wird.

Weiblich, 19 Jahre

Uns Jugendliche haben die ganzen Drogen – alles verändert und wir wurden belogen.

Weiblich, 23 Jahre

Ich bin schon seit längerer Zeit im Substitutionsprogramm, seit neun Monaten habe ich den Beikonsum fast völlig eingestellt und halte mich erfolgreich von der Szene fern. Dadurch sehe ich wieder besser und gesünder aus und habe auch wieder mit meinen alten Freunden Kontakt, was

mir sehr viel bedeutet. Außerdem habe ich seit einem Jahr auch keine Probleme mehr mit der Polizei, da auch sie gemerkt hat, dass ich nicht mehr so aussehe wie der Tod: schneeweiß im Gesicht, tote Augen und Augenringe, so schwarz wie die Nacht. Ich bin stolz, dass ich es so weit geschafft habe, denn vor zwei Jahren wäre das für mich undenkbar gewesen.

Männlich, 22 Jahre

Seit vier Monaten bin ich im Substitutionsprogramm, weil ich mit dem ganzen Drogenproblem aufhören will.

Jetzt arbeite ich auch ... und will einfach mein Leben wieder in den Griff bekommen!! Und einfach mit den ganzen Leuten nichts mehr zu tun haben.

Das Problem ist aber, dass man einmal in der Stadt spazieren geht und alle sprechen dich wieder an (ob du irgendwas weißt) ... und das nervt schon ...

Naja ... ich finde, wenn man wirklich ganz aufhören will, müsste man von Wels wegziehen ... einfach einen anderen Freundeskreis finden.

Weiblich, 20 Jahre

Früher war das Drogennehmen noch lustig, aber nach einer Weile wird es einfach zur Last. Ich habe den ersten Entzug gemacht, aber den brach ich ab, den zweiten auch. Das ich andere Medikamente wie Psychopharmaka zum Substitutionsmedikament dazunehmen muss, ist für mich genauso eine Last. Nach mehreren Aufenthalten in der Psychiatrie wurde mein Suchtdruck mehr. Jetzt bin ich 23 Jahre und noch immer eingestellt. Mein Arzt sagt, ich soll stabil im Programm bleiben.

Meinen Tag verbringe ich dann so, dass ich im „Talon“ arbeiten gehe, danach einkaufen und nach Hause fahre, Musik höre und chillen!

Da ich gerne Musik höre, bin ich gerne auf Festivals, Konzerten und Clubbings unterwegs. Meine Zukunft stelle ich mir so vor: noch mal auf Entzugstherapie zu gehen, um endlich frei zu sein von den ganzen Schmerzen.

Was ich unbedingt will – meine eigene Wohnung wiederhaben!

Männlich, 23 Jahre

Ich musste mir auf der Straße das Zeug beschaffen, was sehr teuer war und dich wieder nur in ein Problem schiebt, weil du irgendwo Geld auftreiben musst und meistens kriminell wirst. Und das die Ärzte nicht verstehen, dass am Anfang und noch weiter der Suchtdrang nach dem Medikament noch so groß ist, dass das völlig unmöglich ist, mit einer anderen Medikation zufrieden zu sein. Weil einfach der Kopf in dieser Zeit zu fixiert auf die Droge ist. Jetzt bin ich 19 Jahre alt und bin seit zweieinhalb Jahren süchtig. Zum Glück bekam ich nach langem Bangen das gewünschte Rezept, und das jetzt schon ein Jahr lang. Und jetzt in ein paar Monaten wäre es leichter, auf ein schwächeres Medikament umzusteigen, weil der Suchtdrang weniger wurde und es jetzt einen Sinn macht umzusteigen. Und man so eine größere Chance hat, abstinent zu werden, oder es leichter wird, die Medikamente zu reduzieren.

Ich würde diese Art, kriminell zu werden, keinem raten. Geht halbtags arbeiten beim „Talon“, dass ihr wenigstens etwas habt!

Männlich, 19 Jahre

Einige bzw. viele Bekannte und Freunde sitzen momentan ihre Haftstrafe in Wels, Suben oder Stein ab; also nicht nur kleine Würmer, sondern bei manchen ging's schon um was ...

Weiblich, 26 Jahre



Schöne, schräge Dinge aus der „Talon“-Werkstatt

Naja und jetzt bin ich im „Talon“ und ich muss auch sagen: mir geht's auch schon viel besser. Ich bin seit sechs Monaten im Substitutionsprogramm und nimm auch fast nix mehr und ich bin auch zufrieden. Nur noch auf Entzug muss ich gehen, dann auf Therapie, dann bin ich auch schon zufrieden. Dann ist alles wieder in Ordnung, hoffe ich halt.

Männlich, 21 Jahre

„Talon“ ist eine super Sache, für die jungen Leute, die eine schlechte Vergangenheit mit Drogen haben oder sich in einer Therapie befinden und sich langsam an das normale Leben gewöhnen. Damit sie regelmäßig aufstehen und ein paar Stunden am Tag arbeiten anfangen. Um neun Uhr beginnt unser Tag, mit dem Frühstück, mit einer Zigarette,

und dann gehen wir arbeiten. Die Mädchen gehen meistens Decken, Steppdecken und Kissenbezüge für Betten nähen oder Dekorationen für die Wohnung bzw. den Garten erstellen oder sie malen Bilder und machen Schmuck. Die Männer haben das „Holz zu bohren“, sie reparieren Computerteile und bauen es zusammen und machen aus diesen Teilen nützliche Sachen. Um 10.30 Uhr haben wir wieder Pause, danach gehen wir wieder arbeiten bis 12.15 Uhr, dann zahlt uns unser Chef unseren Lohn für diesen Tag aus. Unsere zwei Chefinnen und unser Chef sind immer für uns da. Sie reden und hören uns zu, immer, wenn wir Probleme haben, egal ob das Thema die Droge, die Polizei, die Familie, das Geld, die Liebe oder die Krankheit ist.

Weiblich, 22 Jahre



»ARMUT WIRD
OFT VERERBT«

SANDRA EDTHOFER,
ANDREAS THIENEL

DER ESF ERMÖGLICHT, ANDERE ZUGÄNGE AUSZUPROBIEREN

IM GESPRÄCH MIT MAG.A SANDRA EDTHOFER UND ANDREAS THIENEL

Mag.a Sandra Edthofer studierte Pädagogik und Sozialwirtschaft. Kam 2004 zur Caritas Wien. Seit 2014 ist sie Leiterin des Förderwesens „Hilfe in Not“.

Andreas Thienel ist diplomierte Sozialarbeiter. Arbeitet seit 1984 bei der Caritas Wien. Leiter des Fachbereichs „Arbeit und Chance“.

Gerhard Loibelsberger: Seit wann beschäftigen Sie sich mit Armut?

Andreas Thienel: Ich bin in die Sozialberatung Wien als Sozialarbeiter eingestiegen. Hier bietet die Caritas Menschen, die sich in Not befinden, konkret Hilfe an. Bei Essen, Miete etc. Seit 1995 arbeite ich bei Beschäftigungsprojekten mit.

Ist Armut Schicksal?

Sandra Edthofer: Schwer zu sagen. Oft wird Armut vererbt. Es gibt Familien, in denen es seit Generationen Armut gibt.

Thienel: Es gibt Familien, bei denen für jedes Kind das Risiko besteht, in Armut zu geraten.

Fast eine halbe Million Menschen leben in Österreich in Armut. Was kann man dagegen tun?

Thienel: Armut ist auch Bildungsarmut. Mit der Bildung steigen die Jobchancen. Bildung und Qualifikation sind für eine ordentlich bezahlte Stelle Voraussetzung.

Edthofer: Bildung ist das, wo wir ansetzen. Angefangen von Basisbildungsprojekten, hier werden die Menschen an den Arbeitsmarkt herangeführt, über Qualifizierungsprojekte bis hin zu Arbeitsmarktintegrationsprojekten.

In einem Bericht zur Armut, der von der Caritas Steiermark veröffentlicht wurde, heißt es im Vorwort: Hilfe zur Selbsthilfe ist das Ziel. Wie kann das gelingen?

Edthofer: Durch Bildung. Es geht darum, die Menschen zu emanzipieren. Ihren Weg in die Selbstverantwortung zu fördern.

Thienel: Es gibt unterschiedliche Formen der Arbeitslosigkeit. Wenn man arbeitslos ist und nach einem halben Jahr keinen Job gefunden hat, dann wird es kritisch. Da kann es zu familiären und gesundheitlichen Problemen kommen. Außerdem

sinkt das Selbstwertgefühl. Je länger die Arbeitslosigkeit dann andauert, desto mehr geben sich die Betroffenen auf.

Wir holen sie dort ab, wo sie gerade stehen, und bauen ihr Selbstbewusstsein wieder auf. Wir beginnen oft mit einer Beschäftigung von 16 Stunden pro Woche, um die verlorengegangene Leistungsfähigkeit zu trainieren. Natürlich muss auch an der Qualifikation gearbeitet werden.

Edthofer: Bei Jugendprojekten geht es oft in einem ersten Schritt darum, dem Leben der Jugendlichen eine Struktur zu geben und sie an einen geregelten Tagesablauf zu gewöhnen.

Welche ESF-geförderten Projekte gab bzw. gibt es konkret?

Thienel: Eine großartige Sache war die Initiative EQUAL. Da hat sich die Caritas an Entwicklungspartnerschaften beteiligt; bei Projekten wie „Spurwechsel“, „Generation 19+“ oder „Ways to Work“. Bei all diesen Projekten ging es darum, neue Modelle zu schaffen, um arbeitslose Menschen aus der Arbeitslosigkeit abzuholen und über niederschwellige Angebote den gestuften (Wieder-)Einstieg in den Arbeitsmarkt zu unterstützen.

EQUAL war ein sehr feines Programm, das jetzt noch nachhaltig wirkt, da wir bei der Caritas dadurch neue Kooperationspartner gefunden haben.

Edthofer: Das Finden von Kooperationspartnern war eine Voraussetzung beim Einreichen eines Projekts beim ESF.

„Lernsprung“ war auch so ein großes Projekt. Das war ein Basisbildungsprogramm für Migrantinnen.

Wie kann man Menschen, die in versteckter Armut leben, helfen?

Thienel: Versteckte Armut ist nicht nur Einkommensarmut, sondern auch Teilhabearmut. Man schämt sich oft für Arbeitslosigkeit und Armut und zieht sich aus dem gesellschaftlichen Leben zurück.

Edthofer: „Lernsprung“ ist ein gutes Beispiel. Da ging es in der ersten Phase darum, den Kontakt zu den Migrantinnen zu finden. Ganz wichtig ist bei so einem Projekt der Standort: Man muss dorthin gehen, wo die Zielgruppe ist. Bei Lernsprung war das der Hebbelplatz im 10. Bezirk.

Thienel: Die Angebote müssen so gestaltet sein, dass sie angenommen und weitererzählt werden. Mundpropaganda ist da besonders wichtig.

Edthofer: Wir sind mit Info-Flyern in die Communitys der Migrantinnen gegangen.

Wie wird Armutsbekämpfung durch Arbeitsbeschaffung gefördert?

Thienel: Arbeitsbeschaffung kann durch folgende Maßnahmen gefördert werden:

Erstens: Langzeitarbeitslose Menschen über sozialökonomische Betriebe und gemeinnützige Beschäftigungsprojekten und mit Unterstützung von Beratungsstellen wieder in den Arbeitsmarkt integrieren.

Zweitens: Es muss gelingen, neue Arbeitsplätze in der Wirtschaft zu schaffen.

Drittens: Es muss die Verteilung der Arbeit gerechter geregelt werden.

Was versteht man unter dem „zweiten“ und „dritten“ Arbeitsmarkt?

Thienel: Ich verwende diese Begriffe ungern. Wir bei der Caritas sprechen lieber vom erweiterten Arbeitsmarkt. Das ist weniger diskriminierend. Grundsätzlich geht es bei diesen Begriffen um die unterschiedliche Leistungsfähigkeit und Qua-



lifikation von Menschen, die für den jeweiligen Arbeitsmarkt unbedingt notwendig sind.

Nicht alle Menschen bringen aus unterschiedlichen Gründen die Leistungsfähigkeit und Qualifikation mit, die vom sogenannten „ersten Arbeitsmarkt“ gefordert wird.

2010 hat es eine ESF-Jahrestagung zum Thema Armutsbekämpfung gegeben. Welche Rolle spielt in diesem Bereich der ESF?

Edthofer: Eine sehr zentrale Rolle. Der ESF hat für Vernetzungen gesorgt. Armutsbekämpfung ist ein Teil des ESF-Programms. Durch die Größe des ESF können außerdem die verschiedensten Problemfelder abgedeckt werden.

Ein Thema dieser Tagung war Prävention. Kann man die Entstehung von Armut verhindern?

Thienel: Die Schlüssel sind Bildung und Qualifikation.

Was wäre ohne ESF-Förderungen in Österreich nicht geschehen?

Thienel: Viele innovative Projekte und Ansätze hätte es nicht gegeben. Sie fanden durch die inhaltliche und finanzielle Initialzündung des ESF statt.

Die Arbeitslosenzahlen steigen in Österreich ständig. Ist der ESF mit seinem Anliegen, die Schaffung von Arbeitsplätzen zu unterstützen, gescheitert?

Thienel: Das würde ich so nicht sehen. Durch den ESF und seine Programme werden immer wieder neue Ideen entwickelt, um arbeitsmarktfernen Personen den Zugang zum Arbeitsmarkt zu erleichtern.

Edthofer: Der ESF ist nicht gescheitert. Im Gegen-

teil: Er leistet einen wertvollen Beitrag. Der ESF ermöglicht, andere Zugänge auszuprobieren.

Die Europäische Union hat trotz ESF ein kaltes, neoliberales Image. Wie könnte man das ändern?

Thienel: Dass die Wirtschaft funktioniert, ist wichtig, damit die Menschen Arbeit haben. Aber: Genauso wichtig wäre es, einheitliche Sozialstandards und Umweltstandards zu entwickeln.

Die EU sollte sich ein Stückchen weg vom Thema „Geld“ bewegen und ihre Kernthemen um die Themen „Soziales“ und „Umwelt“ erweitern.

Was haben zwanzig Jahre Mitgliedschaft in der EU den Menschen in Österreich gebracht?

Edthofer: Dass die europäischen Nationalstaaten enger zusammenrücken und dass wir die Möglichkeit haben, überall zu arbeiten und zu studieren.

Thienel: Die Reisefreiheit und die Austauschprogramme im Bildungs- und Ausbildungsbereich.

Edthofer: Hier sind auch die transnationalen Partnerschaften zu erwähnen.

Drei Dinge, die Sie sich in Europa im Kampf gegen die Armut wünschen würden?

Thienel: Erstens: Erarbeiten von gemeinsamen Sozialstandards. Zweitens: gleiche Entlohnung für gleiche Tätigkeit speziell auch für Frauen.

Edthofer: Drittens: die Integration von anerkannten Flüchtlingen und MigrantInnen in den Arbeitsmarkt.

Thienel: Ganz wichtig für die Caritas, für den ESF und für die EU generell wäre eine Verringerung und Vereinfachung der Bürokratie. Speziell bei der Abrechnung von Projekten.

Edthofer: Wir haben gehofft, dass es mit dem neuen Programm mehr Pauschalierungen und Vereinfachungen gibt ...

< Leopold-Ungar-Haus, die Caritas-Zentrale in Wien

A group of five people are on a boat, looking upwards towards the sky. In the foreground, an older man with white hair and a dark jacket looks up with a slight smile. Behind him, a man in a blue jacket, a woman in a beige jacket, a man in a blue shirt, and a woman in a white jacket with glasses all look up. The boat has a wooden steering wheel and dashboard. The background shows a body of water and a cloudy sky.

»2011 HABEN WIR SOGAR
DEN ESF-INNOVATIONS-
AWARD FÜR JOB AHOI &
ALBATROS ERHALTEN«

MARTIN HAGEN

VON DER STÜRMISCHEN SEE IN DEN SICHEREN HAFEN

JOB AHOI – ARBEIT IN SICHT: FÜR JUGENDLICHE MIT BEWEGTER VERGANGENHEIT UND BERUFLICHER FLAUTE BIETET DIESES BESCHÄFTIGUNGSPROJEKT MEIST DIE ERSTE ODER GAR EINZIGE CHANCE AUF EIN AUTONOMES LEBEN MIT ECHTEN ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN.

Im Gespräch mit Geschäftsführer Dr. Martin Hagen aus Vorarlberg

Klaudia Blasl: Job Ahoi & Albatros, was verbirgt sich hinter diesen beflügelnden Begriffen?

Martin Hagen: Bei Job Ahoi geht es in erster Linie darum, Jugendlichen einen ersten Einstieg bzw. Neustart in der Arbeitswelt zu ermöglichen. Interessierte Jugendliche – das gesamte Projekt basiert auf Freiwilligkeit der TeilnehmerInnen – können hier sofort in einer Boots- oder einer Designwerkstatt zu arbeiten beginnen und werden auch sofort dafür bezahlt. Viel zu oft ist es ja so, dass die Jugendlichen – die zu einem Großteil aus desolaten Familienverhältnissen stammen, einen Migrationshintergrund aufweisen, schwere Schicksalsschläge erlitten haben oder anderweitig benachteiligt sind – weder Pflichtschul- noch Lehrabschluss haben und deshalb vom ersten Arbeitsmarkt nahezu ausgeschlossen sind. Im Sinne einer gelebten Chancengerechtigkeit machen wir uns von der OJAD (Offene Jugendarbeit Dornbirn)

bereits seit 1992 dafür stark, dass auch diese Menschen dieselben Möglichkeiten und denselben Zugang zu Bildung und Arbeitsmarkt haben wie etwa die Mittelschicht.

Da viele unserer TeilnehmerInnen aber nicht nur eine schlechtere Ausgangsposition haben, sondern aufgrund dieser auch kaum sinnvolle und persönlich stimmige Zukunftsperspektiven für sich entwickeln konnten, bedarf es zudem quasi einer „Einschulung“ in den Umgang mit „Arbeit“. Viele Jugendliche – unsere Zielgruppe umfasst junge Menschen zwischen 15 und 25 – kommen mit den gängigen Arbeitsbedingungen meist noch nicht zurecht, sind weder Pünktlichkeit noch feste Arbeitszeiten gewohnt. Wenn sie bei Job Ahoi später kommen oder früher gehen, wird ihnen einfach die Zeit vom Lohn abgezogen. Dadurch lernen sie nicht nur Selbstverantwortlichkeit, sondern auch, ihr Leben nach und nach zu organisieren. Und was die fehlende Schulbildung betrifft, können sie diese bei unserem Qualifizierungsprojekt Albatros direkt vor Ort in der angeschlossenen Hauptschule nachho-

len. Alleine 2014 wurden 27 Pflichtschulabschlüsse erreicht, davon drei sogar von Haftinsassen.

Ein paar Details zu diesem beruflichen Empowerment durch Bodenseeschiffe und Designertaschen?

Hagen: Sagen wir so, das Besondere an Job Ahoi ist, dass hier arme Menschen an Produkten für reiche Menschen arbeiten. Die üblichen „klassischen“ Arbeitsprojekte befassen sich ja hauptsächlich mit einer Art Müllbeseitigung der Wohlstandsgesellschaft, mit Reinigungsarbeiten, dem Falten von Kartonagen und Ähnlichem mehr, also mit wenig wertvollen und gesellschaftlich kaum anerkannten Arbeiten. Deshalb, aber nicht nur deshalb, bemühe ich mich seit Jahrzehnten, sozusagen als Übersetzer wie auch Vermittler zwischen den Gesellschaftsschichten tätig zu sein. Bei uns werden die Jugendlichen nicht nur wertgeschätzt, sie haben es auch mit wertvollen Materialien und Stoffen zu tun. Im Falle der Bösch ZH2462 etwa, einem echten Masterpiece, das derzeit in unserer Werkstatt liegt, mit Fairtrade-gehandeltem Mahagoniholz. Diese Rarität ist über fünfzig Jahre alt und wurde von etwa hundert Jugendlichen unter Anleitung eines erfahrenen Schiffbauers in insgesamt mehr als 2000 Arbeitsstunden fachgerecht restauriert. Bis zu 15 Stunden pro Woche (und bis zu einem Jahr insgesamt) verbringen die Jugendlichen hier mit Restaurationsarbeiten, Holzmastüberholungen etc. und können damit nicht nur „schnelles“ Geld verdienen, sondern auch langsam ihre persönliche „Berufsreife“ erlangen. Und generell gesehen leisten sie mit ihrer Arbeit auch einen wertvollen Beitrag zum Erhalt von Kulturgut wie den historischen Bodenseeschiffen.

Ähnlich funktioniert übrigens die Designwerkstatt, in der junge Frauen nach Entwürfen bekannter DesignerInnen aus hochwertigen Stoffen und Recyclingmaterialien trendige Taschen, Mützen,

Tücher und andere Accessoires herstellen. Zudem können sie ihre eigene Kreativität erproben und sich – gleich der Bootswerkstatt – bereits bei Konzeption und Entwicklung einbringen, was heutzutage und hierzulande eher selten ist. Aber es funktioniert unglaublich gut, 2011 haben wir sogar den ESF-Innovationsaward für Job Ahoi & Albatros erhalten.

Die Jugendlichen kommen als Hip-Hopper und gehen als Bootsbauer. Wie kam es dazu?

Hagen: Diese Idee ist eigentlich entstanden, weil ich selbst begeisterter „Seefahrer“ bin und ein eigenes Holzfischerboot besitze, bei dem die Schleif- und Lackierarbeiten zu dessen Instandhaltung unendlich viel Zeit beanspruchen. Und anderen Bootsbesitzern erging es ähnlich. Es begann also mit dieser Idee, einem arbeitslosen Bootsbauer und einigen Jugendlichen, die Geld brauchten, denn letztlich dreht sich in diesem Alter ja nahezu alles um Geld. Danach mussten mit revolutionärer Geduld, sturer Konsequenz und hartnäckiger Zuversicht nur noch die Mittel für dieses niederschwellige Qualifizierungsprojekt aufgetrieben werden. Unterstützt wurde bzw. wird das Projekt vom Land Vorarlberg, Stadt Dornbirn, Hit Stiftung, Rotary, AMS, Österreichische Pfadfinderinnen und Pfadfinder sowie dem Europäischen Sozialfonds. Für unsere AUTONOM II hat uns die Stadt Bregenz auch einen Liegeplatz zur Verfügung gestellt. Auf dieses schmucke Holzboot, Baujahr 57, mit Solarantrieb und 24 Volt sind wir besonders stolz. Es gehört nach wie vor dem Verein und unsere Bootsbauer lassen sie zum eigenen Vergnügen, für Ausflüge mit Jugendlichen oder zu besonderen Anlässen immer wieder gerne zu Wasser.

Im Grunde ist Job Ahoi aber auch Teil eines „All inclusive“-Pakets für Jugendliche, oder?



Hagen: Ja, auf jedem Fall. Die Holzarbeiten finden bei Job Ahoi ja in Kombination mit Bildungsmöglichkeiten durch Albatros, Unterstützung, Beratung und Coaching von SozialarbeiterInnen sowie jugendgerechten Freizeitaktivitäten statt. Wir pflegen sogar einen eigenen Kräuter- und Gemüsegarten, reparieren Fahrräder, haben ein Kochbuch publiziert, betreiben Jugendzentren und ein Kulturcafé, organisieren pro Jahr mit 150 Livebands Konzerte und engagieren uns für Energiepolitik und Umweltthemen. Wir vermitteln also keinesfalls nur Fach- und Sozialkompetenzen, sondern wir verbessern auch die persönliche Lebenssituation und fördern die individuelle Persönlichkeitsstruktur. Und der Erfolg gibt uns auch nachhaltig Recht. Viele unserer TeilnehmerInnen wurden als „nicht schulfähig“ bzw. „nicht lehrstellenfähig“ klassifiziert, und dann haben gerade diese von der Gesellschaft bzw. den Umständen disqualifizierten Menschen neben dem Schulabschluss manchmal sogar eine Doppellehre absolviert. Sozialer Idealismus macht sich in der wirtschaftlichen Realität also durchaus bezahlt, auch wenn sich das leider noch nicht flächendeckend herumgesprochen hat.

Ihre Wünsche an die Zukunft?

Hagen: Nun ja, ich würde mir sehr wünschen, dass auch Firmen und private Sponsoren anfangen sich zu überlegen, wie viel ihnen bzw. ihrem Unternehmen der soziale Friede eigentlich wert ist, denn solange nicht jedem einzelnen Menschen das Gefühl gegeben wird, am Arbeitsmarkt gebraucht zu werden, kann das langfristig zu schwereren Unruhen führen. Besonders diese von den Möglichkeiten der Gesellschaft ausgegrenzten Jugend-

lichen können zu einem Sicherheitsrisiko für die ältere, wohlhabendere Generation werden. Der prekäre Bereich der Jugendlichen ist eine riesige Baustelle. Daher muss noch rechtzeitig eine friedliche Koexistenz gefunden werden, denn jeder verdient einen menschenwürdigen Platz im Leben.

Damit nicht genug, muss derzeit viel mehr in Richtung Integration von Flüchtlingen getan werden. Flüchtlinge brauchen auch Geld, da Familien alles für sie bezahlt haben und auf monatliche Überweisungen angewiesen sind, sonst fühlen sich die Kinder wie Versager. Was dann gleichfalls eher zu Tragödien als zu einem Happy End führt.

TRAUMSCHIFF FÜR GESTRANDETE

GLÜCKLICH IM LEBEN VERANKERT
HUBERT AUS DORNBIRN

Hubert ist jung, gut aussehend und ausnehmend höflich. Dass er eine nahezu unendliche Serie an Schicksalsschlägen, Schwierigkeiten und bedrohlichen Anfällen an Selbstzweifel hinter sich hat, sieht man ihm jedenfalls nicht an. Was er im Leben bereits mitmachen und durchstehen musste, dafür würden anderen vermutlich nicht einmal vier Wiedergeburten reichen. Aufgewachsen als Waise bei Pflegeeltern, mit einer nicht abgeschlossenen Tischlerlehre, ohne Pflichtschulabschluss und keinerlei sozialem Halt begab er sich schon früh auf ausgedehnte Reisen, vor allem nach Ostdeutschland, wo er in Leipzig und Mecklenburg Freunde hatte; stets begleitet vom Gefühl der Einsamkeit, Minderwertigkeit, Orientierungslosigkeit und Schutzlosigkeit im Leben. Vor allem Letzteres wurde ihm manch-

< Bei Job Ahoi wird gemeinsam Hand an eine bessere Zukunft gelegt

mal auch zur traurigen Gewissheit. So etwa damals, als er nach seiner Rückkehr von einer Reise bereits vor der Haustür von der Polizei erwartet und wegen Autodiebstahls verhaftet worden war. Dabei befand Hubert sich zum Zeitpunkt des „Verbrechens“ weder im Lande noch konnte er überhaupt Auto fahren. Aber er, als Außenseiter der Gesellschaft ohne Ausbildung und Familie, bot sich als Sündenbock der Gemeinde einfach an. „Job Ahoi hat mich aufgefangen“, erklärt er heute. Sie war seine persönliche Bridge over troubled water. „Die Menschen hier hatten Geduld mit mir, haben mich wie eine Familie unterstützt, mir Selbstvertrauen gegeben und dabei geholfen, auf den für mich richtigen Weg zu kommen.“ Heute arbeitet Hubert in einem Biker-Laden, wo er Fahrräder repariert und verkauft, hat eine eigene Wohnung gefunden, seinen Pflichtschulabschluss im Projekt Albatros nachgeholt und ist zunehmend stabil auf dem Boden der alltäglichen Tatsachen verankert. Dank der jahrelangen Unterstützung von Job Ahoi (wie er immer wieder betont), wo er an einem Motorboot von Fürst ebenso mitgearbeitet hat wie am ersten Solarboot. Und wo er nach mehrmaligem Kentern im Leben endlich in einen verlässlichen Hafen einlaufen durfte. Sein Wunsch, in der heutigen Gesellschaft glücklich werden zu können, scheint jedenfalls schrittweise in Erfüllung zu gehen. Und wer Hubert persönlich getroffen hat, kann sich nur wundern, dass die Gesellschaft einen derart wertvollen Menschen nicht schon viel früher mit offenen Armen aufgenommen hat.

OHNE LERNEN UND OHNE ARBEIT
LEBT MAN NICHT
SOULEYMANE BAH AUS GUINEA

Seit zwei Jahren lebt der junge Schwarzafrikaner nun bereits in Österreich. Er hat sich integriert, spricht Deutsch, geht zur Schule und wartet immer noch auf seinen Asylbescheid. Auch er gehört zur Gruppe junger Männer, die fleißig Hand an das edle Mahagoniholz der Bösch legen, am Nachmittag, wenn kein Unterricht ist. Befragt man Souleymane nach seinen Zukunftsvisionen, hören diese sich sehr realistisch und konkret an. „Ich möchte hier meinen Pflichtschulabschluss machen und danach etwas Technisches bzw. Mechanisches lernen, weil ich mich hier sehr gut aufgehoben fühle“, erklärt er, denn ohne Lernen und Arbeiten würde der Mensch nicht richtig leben. Wünsche und Hoffnungen, deren Erfüllung für einige einem Sonntagsspaziergang gleichen, stellen für den Jugendlichen aus Guinea einen harten und steilen Weg dar. Aber er möchte ihn dennoch mit aller Kraft gehen, sofern man ihn nur lässt. Souleymane scheint zu den Menschen zu zählen, welche die seltene Kunst beherrschen, nicht nur die eigenen Ziele zu verfolgen, sondern es auch den anderen stets recht machen wollen. So liebt er die Arbeit an den Booten, aber er schätzt auch das Team, seine Arbeitskollegen, die kollegiale Atmosphäre, denn nur „gemeinsam geht sichtbar etwas weiter“. Und dass ihm sein Job nicht nur Geld bringt, sondern auch Spaß macht, merkt man spätestens dann, wenn er höflich fragt: „Kann ich noch etwas für Sie tun oder kann ich zurück zu meiner Arbeit? Weil da wartet schon der zweite Anstrich auf mich, den würd ich noch gern beginnen.“



Multinationale Frauenpower in der Designwerkstatt

ICH MÖCHTE ES BIS AN DIE UNI SCHAFFEN
ANGELA TAIMÆVA AUS TSCHETSCHENIEN

Angela beweist Stil, Geschmack und hat ein gutes Händchen für Farbharmonien. In der Designwerkstatt, in der sie seit einem Jahr arbeitet, kann sie ihren Hang zu Mode und Kreativität bestimmt nach Knopf und Faden ausleben. Die junge Frau aus Tschetschenien macht sich gekonnt an der Verarbeitung von Entwürfen bekannter DesignerInnen wie Carmen Frank, Sabrina Vogel oder Reinold Knapp zu schaffen. „Die Arbeit hier ist total spannend und sehr vielseitig“, erzählt sie, „und ich bin sehr froh, sie gefunden zu haben.“ Auch sie ist bereits seit zwei Jahren in Österreich, auch sie wartet immer noch auf ihren Asylbescheid. Umso bewundernswerter ist es, dass auch Angela unge-

achtet ihrer ausständigen bürokratischen Daseinsberechtigung bereits an ihren Zukunftsplänen feilt. „Ich möchte später etwas für Frauen tun“, bekennt sie ihre anspruchsvollen Ziele, „und die Aufnahme an der Universität schaffen, um Gynäkologin zu werden.“ An Frauenpower mangelt es in der Designwerkstatt aber generell nicht. Auch die ausschließlich weiblichen Kolleginnen wirken allesamt hoch motiviert und gleichzeitig tiefenentspannt. „Es macht einfach Spaß hier“, sagt Angela, und alle anderen stimmen ihr zu. Mit dieser farbenfrohen Werkstätte, deren Produkte übrigens auf dem freien Markt verkauft werden, ist Job Ahoi jedenfalls das Kunststück gelungen, Menschen mit sehr schlechten Voraussetzungen in ein sehr gutes Arbeitsklima zu integrieren. Der offenen Jugendarbeit Dornbirn sei Dank.

»DER BEITRITT ZUR
EUROPÄISCHEN UNION
ERZEUGTE EINE NEUE
AUFBRUCHSSTIMMUNG«

CHRISTINE TEUSCHLER



198 REIFE LEISTUNGEN ...

BASISBILDUNG, PFLICHTSCHULABSCHLUSS, REIFEPRÜFUNG: SEIT MEHR ALS 45 JAHREN VERHELFFEN DIE VHS BURGENLAND BILDUNGSBENACHTEILIGTEN MENSCHEN AUS ALLER WELT ZU EINER „ZWEITEN CHANCE“.

VHS Burgenland – im Gespräch mit Geschäftsführerin Dr. Christine Teuschler

Kludia Blasl: Zahlen, Fakten, Prämissen und Erfolge der VHS Burgenland?

Christine Teuschler: Die Burgenländischen Volkshochschulen sind seit mehr als 45 Jahren als gemeinnützige Institution im Bereich der Erwachsenenbildung tätig. Viel hat sich in diesen Jahren an inhaltlicher Ausrichtung und Methodik verändert. Das Grundanliegen ist jedoch stets gleich geblieben: ein leistbares, breitgefächertes und aktuelles Weiterbildungangebot für Interessierte anzubieten.

Dafür werden im Jahr mehr als 950 Kurse sowie etwa 200 Veranstaltungen im gesamten Land durchgeführt. 2015 haben zudem insgesamt 461 Personen ihre „zweite Chance“ ergriffen und Brückenkurse absolviert, 198 davon sogar einen Pflichtschul- oder Lehrabschluss bestanden oder die Berufsreife- bzw. Studienberechtigungsprüfung erfolgreich abgelegt. Damit sind die Burgenländischen Volkshochschulen gegenwärtig jener Erwachsenenbildungs-Anbieter in Österreich, der im Bereich des Zweiten Bildungsweges in allen Regionen das umfassendste durchgängige Angebot unter einem Dach organisiert und durchführt.

Die ESF-Projekte in der VHS?

Teuschler: Durch die ESF-Maßnahmen konnte bei den Burgenländischen Volkshochschulen der Bereich der Intensiv-Bildungsmaßnahmen ausgebaut werden. Derzeit sind 28 Prozent der durchgeführten Unterrichtsstunden vom ESF finanziert. Dadurch konnten neue bildungsferne Zielgruppen erreicht werden, Personen, für die Kostenbeiträge für längerfristige Bildungsmaßnahmen unfinanzierbar wären. Es geht aber nicht nur darum, vorenthaltene Bildungschancen zu kompensieren, sondern auch um eine bessere Integration durch Bildung. Vor allem die Maßnahmen zur Basisbildung und zum Nachholen des Pflichtschulabschlusses ermöglichen nicht nur ÖsterreicherInnen, sondern auch MigrantInnen und AsylwerberInnen neue Chancen und Möglichkeiten, in weitere Ausbildungen einzusteigen.

Burgenland und VHS als Teil Europas – wie gestaltet sich der Brückenschlag zwischen regionalen Bedürfnissen und europäischer Ausrichtung?

Teuschler: Das Burgenland als ländliche Region mit seiner kleinräumigen dörflichen Struktur und besonderen geopolitischen Lage an einer bis 1989 geschlossenen Grenze hatte als Abwanderungsgebiet immer schon mit zahlreichen Herausforde-



Ein echter Grund zum Feiern: Die „zweite Chance“ auf ein besseres Leben ergriffen und erfolgreich genutzt

rungen zu kämpfen. Durchschnittseinkommen, Beschäftigungsquote und Bildungsabschlüsse lagen vor dem EU-Beitritt unter dem österreichischen Durchschnitt. Der Beitritt zur Europäischen Union und die folgenden Förderprogramme erzeugten eine neue Aufbruchsstimmung.

Stärken und Schwächen des ESF?

Teuschler: Eine der wesentlichen Stärken des ESF liegt darin, Entwicklungsarbeit mit „Trial-and-Error-Projekten“ zu ermöglichen und in der Folge qualitativ hochwertige Programme zu erarbeiten und auch umzusetzen. Zudem ist die Bandbreite an Angeboten für unterschiedliche Zielgruppen weitaus größer als bei anderen Förderprogrammen. Gewöhnungsbedürftig waren hingegen die

manchmal sehr komplizierten Vorgaben und Abrechnungsmodalitäten, auch wenn wir diese mittlerweile als Qualitätskriterien begreifen. Eine Grundproblematik besteht allerdings nach wie vor darin, dass im Prinzip nur Organisationen mit einer ausreichenden finanziellen Basis größere EU-Projekte in Angriff nehmen können. Die unbezahlten Vorbereitungsarbeiten, die Vorfinanzierung der Projektmittel, die komplizierte administrative Abwicklung sowie der professionelle Anspruch an die Arbeit können von Kleinorganisationen ohne finanzielle Mittel in der Regel nicht bewältigt werden und bringen auch mittelgroße Organisationen wie die Burgenländischen Volkshochschulen oft an den Rand ihrer Möglichkeiten.



Amir Alizadah will Arzt werden und Gutes für die Menschen tun

SEMESTERABSCHLUSSFEIER 2014/2015 – EINE BEEINDRUCKENDE LEISTUNGSSCHAU

EUROPA IST BESSER

AMIR ALIZADAH AUS AFGHANISTAN

Und Österreich ist Europa. Amir spricht mit der Reife eines Menschen, der seine Heimat verlassen musste, um sein Leben zu retten. Eine Erfahrung, die einem jede Jugend raubt, selbst wenn man an den Jahren gemessen noch dazuzählt. Aber Amir, der so zart wirkt und dennoch so viel Kraft ausstrahlt, besitzt nicht nur Reife, sondern auch Ehrgeiz und Empathie. Eben hat er seinen Pflichtschulabschluss hinter sich gebracht, nun bekennt er feierlich: „Ich bin sehr glücklich, in einem fremden

Land ein Zeugnis mit sehr guten Noten bekommen zu haben. Das ist enorm wichtig für mich.“ Amir ist sichtlich froh, in Österreich leben und lernen zu dürfen. In Afghanistan hat er die Angst erlebt, im Iran den Rassismus. Hier fühlt er sich frei. Frei, das zu tun, was er wirklich möchte, denn der junge Mann weiß heute schon, wie seine Zukunft einmal aussehen soll. „Ich will Arzt werden und den Menschen Gutes tun“, erklärt er, „nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten. Und mit Medizin.“

Im Grunde ist es beschämend, wie viele dieser leidgeprüften Jugendlichen ausgerechnet einen sozialen Beruf ergreifen wollen.



Karin Jäger wünscht sich europaweit mehr Chancen für ältere Menschen

UND DAS IN MEINEM ALTER KARIN JÄGER AUS ÖSTERREICH

Auch Karin Jäger strahlt, dem freudigen Anlass entsprechend. Über Jahrzehnte hinweg kam ihre eigene Lebensplanung neben Familie und Arbeit einfach immer zu kurz. Die Zeit war ständig knapp, die Mittel auch. Doch irgendwann nahm Karin all ihren Mut zusammen und ihr Leben bzw. ihre berufliche Zukunft selbst in die Hand. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, das alles zu schaffen“, meint sie heute, „denn zum Lernen blieb mir eigentlich nur die Nacht.“

Doch ihr Einsatz hat sich in jeder Hinsicht gelohnt. Freunde bewundern sie, die Kinder sind stolz auf sie und ihr Arbeitgeber hat ihre Leistung nicht nur finanziell honoriert, sondern

zudem eine Beförderung zur Filialleiterin ausgesprochen.

Nun hat Karin allen Grund zur Freude. Über ihren bestandenen Lehrabschluss, die berufliche Verbesserung und mehr Selbstbewusstsein. „Es hat sich wirklich ausgezahlt, dass ich mir das in meinem Alter noch angetan habe.“

Selbst ihre Zukunftsprognose sieht sie heute weitaus positiver als noch vor wenigen Jahren. „Ich verdiene mehr Geld, habe einen besseren Job und bin weniger abhängig.“

Die Burgenländerin ist dankbar für die Möglichkeiten, die sich ihr „in ihrem Alter“ noch eröffnet haben. Nur eins würde sie sich noch wünschen. „Ältere Menschen müssen europaweit mehr Chancen erhalten.“ Sie hatte Glück und Unterstützung, aber nicht allen ergeht es so gut wie ihr.



Ina Xite engagiert sich für eine solide Ausbildung

WER WIRKLICH WILL, DER SCHAFFT
ES AUCH
INA XITE AUS ALBANIEN

So, wie Ina aussieht – hätten unsere Großmütter einst noch gesagt –, bräuchte sie gar keinen Beruf, sie würde umgehend geheiratet werden. Aber zu ihrem Glück entstammt Ina einer weltoffenen und fortschrittlichen Generation, der Gleichberechtigung ein ernstes Anliegen ist.

Seit dreieinhalb Jahren lebt die attraktive Albanerin nun in Österreich, spricht ein ausgezeichnetes Deutsch, hat soeben ihren Pflichtschulabschluss bestanden und zieht zudem zwei Kinder groß. Eine reife Leistung. Mit dem Sohn,

der bereits zur Schule geht, kann sie mittlerweile schon gemeinsam die Hausaufgaben machen. „Es freut mich einfach riesig, ihm die richtige Antwort geben zu können, wenn er mich fragt: ‚Mama, wie heißt denn das?‘.“

So gesehen hat auch Ina ihre „zweite Chance“ nachhaltig genutzt. Wobei es bestimmt nicht die letzte sein wird, denn der jungen Frau liegt viel an einer umfassenden und soliden Ausbildung. Und die hofft sie hier zu erhalten. „In meiner Heimat hat man leider gar keine Chance, etwas aus seinem Leben zu machen, aber wer in Österreich wirklich will, der schafft es auch“, meint sie lakonisch und faltet zufrieden ihr Zeugnis zusammen.



Mohammad Taqi Nazary feilt an der Perfektionierung seiner Sprachkenntnisse

OHNE SPRACHE KEIN FRIEDE
MOHAMMAD TAQI NAZARY
AUS AFGHANISTAN

„Ohne Bildung und Spracherwerb gibt es letztlich weder ein wirkliches Leben noch wirkliche Freunde. Und Arbeit findet man auch keine“, erklärt Mohammad, der mit Krawatte, frisch gebügeltem, strahlend weißem Hemd und Anzug auch optisch unterstreicht, wie ernst ihm schulische Belange sind. Seinen Pflichtschulabschluss hat er bereits

erfolgreich bestanden. Zudem spricht der Afghane nicht nur perfekt Deutsch sowie sechs weitere Sprachen, er beherrscht mittlerweile auch den einheimischen Dialekt, in dessen Fallstricken er sich anfänglich noch arg verfangen hatte. Aber das ist längst Vergangenheit, heute ist der junge Mann um keine Antwort mehr verlegen. Und das aus gutem Grund. „Wenn einen die Leut im eigenen Ort nicht verstehen, wäre die Lage gleich weniger friedlich“, ist er zutiefst überzeugt, weshalb er unermüdlich weiter an seinen Sprachkenntnissen feilt.

EPILOG

ZUR ENTSTEHUNG DES BUCHES

Der Europäische Sozialfonds (ESF) in Österreich hat viele unterschiedliche Seiten. Dieses Buch eröffnet Ihnen zwanzig dieser verschiedenen Perspektiven. Das Konzept der Vielfalt spiegelt sich auch in der Zusammensetzung des an der Entstehung dieses Buches beteiligten Teams wider, das sich durch seine unterschiedlichen Arbeitsbereiche und Erfahrungen hervorragend ergänzt hat.

BUND UND LAND

Die Idee zu einer Publikation anlässlich des zwanzigjährigen Jubiläums des österreichischen ESF stammt aus der Kooperation zwischen der ESF-Verwaltungsbehörde im Sozialministerium und dem Regionalmanagement Burgenland. Diese Kooperation ist der Beweis dafür, dass die Zusammenarbeit zwischen Bund und Land ertragreiche Synergien hervorruft und durchaus auch kreative Ergebnisse produziert.

Dagmar Olszewski ist Kommunikationsbeauftragte für den ESF im Sozialministerium und Initiatorin des Buches. Sie hat trotz oder vielleicht auch dank ihrer jungen Jahre dem bürokratischen Dschungel im Entstehungsprozess der Buchproduktion die Stirn geboten und mit viel Elan am Zustandekommen des Buches mitgewirkt. Ihr

zur Seite stand Frau Sonja Seiser, erfahrene PR-Managerin im Regionalmanagement Burgenland und engagierte Akteurin in der Europainformation. Frau Seiser hat mit ihrem Engagement und ihrer Freude ein tolles Team zusammengeführt und diese erfolgreiche Kooperation möglich gemacht.

AUTOR UND AUTORIN

Ein hervorragendes AutorInnenteam, bestehend aus Gerhard Loibelsberger und Klaudia Blasl, hat sich mit viel Liebe um die Beiträge des Buches gekümmert. Es wurden bewusst eine Frau und ein Mann gewählt, die auf ihrer Reise durch Österreich den unterschiedlichsten InterviewpartnerInnen und Projekten aus zwanzig Jahren ESF begegnet sind und auf jeweils eigene Art und Weise darüber berichten.

Gerhard Loibelsberger hat bereits mehrere Publikationen zu den EU-Strukturfonds beigetragen. Er ist unter anderem Autor des Buches „Liebe Grenzenlos“ sowie der Publikationen „11x11“ und „7x7“ des Regionalmanagements Burgenland. Der Wiener ist außerdem Autor von Sach- und Gourmetbüchern sowie historischen Kriminalromanen. In seinen Interviews für das Buch hat er es



Dagmar Olszewski, Sonja Seiser, Klaudia Blasl, Gerhard Loibelsberger und Lukas Beck (v. li. oben nach re. unten)

geschafft, sowohl die Erfolge des ESF hervorzuheben als auch zu einem kritischeren Nachdenken über den ESF anzuregen. Klaudia Blasl ist als Kolumnistin, Krimiautorin und Kulinarikjournalistin tätig. Die gebürtige Steirerin hat für das Buch viele Projekte in ganz Österreich besucht und mit ihrem menschlichen Ansatz berührende Porträts der ProjektteilnehmerInnen und Verantwortlichen geschaffen.

FOTO

Lukas Beck ist freischaffender Künstler, renommierter Fotograf und Regisseur. Er zeichnet sich durch einfühlsame Porträts von Personen der Theater-, Musik-, und Kunstszene aus. Im Vordergrund seiner Arbeit stehen Menschen und ihre Eigenheiten. Für das Buch „Das soziale Gesicht Europas“ hat Lukas Beck die Menschen des ESF porträtiert und so dem bürokratischen Gerüst einen menschlichen Charakter verliehen.

FOTOS: ERICH JANSCHITZ, DANILA AMODEO PHOTOGRAPHY, ANDREAS SCHMIDT, KARIN SCHIEFER

IMPRESSUM

Das soziale Gesicht Europas

Festschrift aus Anlass von
20 Jahre Europäischer Sozialfonds in Österreich

Herausgeber:



© 2015 Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz
ESF – Verwaltungsbehörde Abteilung VI/A/9
1010 Wien, Stubenring 1
Tel. +43/1/711 00-0, www.sozialministerium.at
Alle Rechte vorbehalten.

Konzept und Projektmanagement:
Dagmar Olszewski, Sonja Seiser

AutorInnen:
Kludia Blasl
Gerhard Loibelsberger
Dagmar Olszewski

Fotograf:
Lukas Beck

Druck:
Theiss GmbH, 9431 St. Stefan im Lavanttal



Gesamtherstellung:
Falter Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Marc-Aurel-Straße 9
Tel. +43/1/536 60-0, www.falter.at